Wolzogen (L

Schillers Leben,

verfaßt

aus

Erinnerungen der Familie,

seinen eignen Briefen

und

den Nachrichten seines Freundes Körner.

Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Abschnitt.

Anstellung in Jena. Verheirathung.

Wir wenden uns von der individuellen Lage, die die vorhergehenden Briefe darstellen, nun zu den Nachrichten des trefflichen Freundes Körner.

„Als der Professor Eichhorn Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der Niederlande erschienen, und versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte. Goethe und der Geheime Rath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war dieß allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk. Er schrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“

Eine spätere Aeußerung über den historischen Styl war folgende:

„Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und

dem das vaterländische Interesse bei Weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Gränze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Eine so begeisternde Ansicht der Geschichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunst nicht untreu.

Seine poetischen Producte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend,

und Fortschritte, sowohl in Ansehung der Form als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Auch beschäftigten ihn Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epischen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweiten zu wählen. Es finden sich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen; nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein

ganz andres Ding seyn als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an diese Idee so anzieht. Unsre Sitten, der feinste Duft unsrer Philosophien, unsre Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen, harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden; denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander; aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches

Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich — kein andres, als ottave rime. Alle andern, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster als die Iliade.“

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die ächte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe:

„Mein nächstes Stück, schreibt er, das schwerlich in den nächsten zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs äußerste embarassirt, weil die Composition zu weitläuftig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle," schreibt er darüber „während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat; aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dieß läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen

mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisite zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengstlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffs schrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt, seiner eignen Schönheitsregel, Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen

mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben; da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt."

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitze, der sich bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft und zu strenge sondert."

Schillers folgende Briefe an uns sprachen ebenfalls Zufriedenheit mit der neuen Lage aus, und wir hatten alle Ursache, uns der Stellung unsers Freundes im äußern Leben zu freuen. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art; über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen.

An Caroline von B.

Jena, den 4 Mai 1789.

Das überschickte Buch habe ich richtig bekommen, und ich danke Ihnen, daß Sie es mir noch zu rechter Zeit schicken wollten, denn es hat wirklich sehr pressirt.

Ich bin eben aus der Vorlesung nach Hause, und schon erwartet mich wieder ein dringendes Geschäft. Wie gerne benutzte ich diese schöne Gelegenheit, Ihnen mehr zu schreiben!

Lottchen vermuthete ich wieder in Rudolstadt.

Sie schreiben mir nichts von Ihrer Ge-

sundheit; aber aus Lottchens Abwesenheit schließe ich, daß es fortfährt gut zu gehen.

Hufeland war heute bei mir, und hat mir von seiner großen Reise erzählt, hat mir allerlei Empfehlungen aus Berlin, und selbst aus Königsberg (von Kanten) mitgebracht, die mich freuen. Gedicke, der Universitäts-Bereiser, denkt meiner auch, und Engel scheint mir gewogener zu werden. Das sind die neuesten Neuigkeiten aus meinem Zimmer.

Leben Sie recht wohl, und halten Sie bald Wort, mir zu schreiben. Ewig der Ihrige

S.

Jena, den 30 Mai 1789.

Es ist lange, daß ich Ihnen keine Nachricht von mir gegeben habe; aber die Zerstreuungen und Geschäfte, womit ich mich bis jetzt überladen sah, machten mir alles ruhige Schreiben unmöglich. Der Anfang meiner Vorlesungen fiel gerade in diese Woche, und überraschte mich

fast unbereitet, weil ich in den ersten Wochen meines Hierseyns die Zeit sündlich verschwenden mußte. Die erste Unruhe ist jetzt vorüber, und ich kann wieder meinen Empfindungen leben.

Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen! — aber die Hoffnung, die Sie mir dazu geben, ist so aufs Ungewisse hinausgerückt, und die Zeit, die Sie mir schenken wollen, so sparsam zugemessen, daß Ihr vorletzter Brief mich nur halb fröhlich gemacht hat. Ich war gar nicht darauf gefaßt, in Ihrem Aufenthalte zu L... Hindernisse zu sehen, Alles schien mir so leicht thunlich; und nun soll ich mich mit zwei Tagen begnügen. Was kann man einander in zwei Tagen seyn?

Mit dem Griesbachischen Hause bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir sehr gut zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gern mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schützischen

und mit dem Reinholdischen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen und lasse mir schöne Sachen sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben. Unser hiesiges Frauenzimmer taugt wenig — doch das hab' ich vorher schon vermuthet. Ich war unterdessen auch auf einem Ball, wo ich allerlei Gesichter zu sehen kriegte. Eine Mlle. ** war das hübscheste darunter, aber dabei auch das leerste und seelenloseste. Ich nahm meine Zuflucht zum Spielen.

Vor acht oder zehn Tagen war ich Ihnen auch um zwei Stunden näher, bei Rothenstein, nach Kahla zu, auf einem Berge, der eine herrliche Aussicht über den Saalgrund bis zur Leuchtenburg eröffnet. Ich habe dabei lebhaft an Sie gedacht, und der vorige Sommer kam mir in Erinnerung. Aber wie ungleich war Ihnen die Gesellschaft, in der ich jetzt war!

Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben in Jena als in Weimar, oder sonst irgendwo,

wo ich mich häuslich niedergelassen habe. Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hause bin, und hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren, jede andre Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses für mich neue Vergnügen.

In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden, und meine Contenance hat mich bei den ersten Vorlesungen keinen Augenblick verlassen. Der Zulauf war groß, und dieß vermehrte meinen Muth; auch meine Stimme hat sich gut gehalten und den ganzen Hörsaal ausgefüllt, ohne mich zu sehr anzustrengen. Ich lese zwei Tage hinter einander, und dann die Woche nicht mehr — wodurch ich fünf freie Tage gewinne, die mir zur Vorbereitung und zu schriftstellerischen Arbeiten unentbehrlich sind. In Griesbachs Auditorium, wo ich lese, können Sie mich hören, wenn Sie hierher kom-

men und zum Fenster heraussehen. Dienstag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr.

Für die Pfefferkuchen schönen Dank, sie sollen mir recht wohl schmecken. Schreiben Sie B. viele Grüße von mir, und empfehlen Sie mich Ihrer Mutter. Gleichen und seiner Frau überbringen Sie meinen freundlichen Glückwunsch. Kommt das neue Ehepaar einmal nach Jena, so will ich hoffen, daß sie mich nicht übergehen.

Adieu! adieu! Ich schicke Ihnen hier etwas zu lesen, wenn Sie es noch nicht kennen. Das große Gedicht an Bürgers zweite Frau hat ganz vortreffliche Stellen.

Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

Schiller.

Im Julius reisten wir über Jena, um unsre Freundin Caroline von D... von dem Gut ihres Vaters zur Badecur nach Lauchstädt abzuholen. Seit der persönlichen Bekanntschaft

in Erfurt hatte sich eine innige Freundschaft unter uns angeknüpft, die durch unser ganzes Leben in gleicher Wärme und Treue bestand, und aus der sich mancherlei Verhältnisse, auch für Schiller, entspannen. Sie machte ihn mit der großen Neigung und Achtung bekannt, die der Coadjutor von Mainz, Freiherr von Dalberg, für seine Schriften gefaßt und erregte den Wunsch in Schiller, sich diesem Manne näher bekannt zu machen.

Wir hatten in Jena einen Tag bei unsrer gütigen Freundin Griesbach in ihrem anmuthigen Garten mit Schiller verlebt. Er dachte uns auch in Lauchstädt zu besuchen; doch waren seine Plane noch unbestimmt. Folgender Brief an meine Schwester zeigt seine damalige Stimmung.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 24 Julius 1789.

Beinahe möchte ich mich des Zufalls freuen, der Ihren ersten Brief an mich — den ich nunmehr

mehr auch habe — verspätet hat, weil er Ihnen Gelegenheit gab, mich auf's Neue von Ihrer Freundschaft zu überzeugen, die ich zwar nie bezweifle, aber auch nicht zu viel bestätigt hören kann.

Wie sehr danke ich es Ihnen, meine liebste Freundin, daß Sie meiner gedacht haben, und daß Sie mir Beweise davon gegeben haben. In Gedanken uns nahe seyn zu dürfen, ist ja beinahe Alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell und leicht auffassen, und so lebendig in einander leben — wie-

der einen so weiten Weg zu einander haben. So nah und doch so fern! —

Ihre Empfindungen an diesem Abend waren eine dunkle Ahnung von den meinigen, und ich wünschte, sie wären ein Abdruck davon gewesen; so hätten Sie mich ohne Worte verstanden, und alle die Menschen und menschenähnlichen Wesen um uns her hätten unsre Sprache nicht gestört. Ich hatte in meinem Carlos eine Stelle, die ich mit der ganzen Scene, worin sie stand, weggelassen habe. Diese Stelle drückt am besten aus, was ich hier meine.

. . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären!

Ihre Freundin muß ein edles und liebes Geschöpf seyn, wenn sie dem Bilde gleicht, das

ich mir, nach Ihrer und Ihrer Schwester Beschreibung, von ihr gemacht habe. Ich wäre sehr begierig, sie zu sehen, und zu beobachten, wie sich Ihre drei Charaktere in einander mischen. Aber ich fürchte, ich würde ein schlechter Beobachter seyn — ich würde lieber daran Antheil nehmen. Was für ein schönes Leben, wenn dieses Lauchstädt eine von den glücklichen Inseln in der Fabel wäre, jedem andern Menschen, als den wir alsdann noch vermißten, unzugänglich!

Sie glauben es nicht, liebste Freundin, wie viel Muth ich brauche, um dieses freudenlose Daseyn hier fortzusetzen — und allein von den Gütern der Phantasie zu leben. Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung, und, durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir

theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen.

Aber warum schreibe ich Ihnen solche Dinge? Ich denke hier nur an mich selbst, und sollte mich Ihrer angenehmen Existenz in L. vielmehr freuen. Denken Sie noch ferner an mich, wenn Sie vergnügt in Ihrem kleinen Cirkel sind. Ich werde mich oft unter Sie versetzen.

Daß ich noch nicht bestimmen kann, ob ich Sie in L. sehe, wird Ihnen Caroline sagen. Aber ich werde thun, was möglich ist, um diese Hinderung zu entfernen. Auf jeden Fall kann Ihre Zurückkunft über Jena mit der Anwesenheit meiner Freunde zusammen treffen. Auch Frau von K... wird vermuthlich alsdann hier seyn. Sie wünscht sehr, Sie und Ihre Schwester zu sehen.

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer zweiten Schwester, die mir unter diesem Namen sehr werth und theuer ist. Diesen verwirrten Brief verzeihen Sie mir. Ich hätte

gar nicht schreiben dürfen, oder der Brief mußte so ausfallen, wie er ist. Adieu! adieu!

Schiller.

Nach diesem Briefe kam Schiller in Lauchstädt an; der Plan mit seinem Freund Körner in Leipzig zusammen zu treffen, gab den Schein der Absichtlosigkeit.

Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam seyn muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe, und versprach ihm ihre Hand.

Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu ersparen, sollte noch Alles für sie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehalts gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzoge von Weimar er-

warten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, was sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hingen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnisse.

Wir lernten Körner in Leipzig kennen, und selbst in einem sehr flüchtigen Zusammenseyn fühlten wir, wie sehr er Schillers Freundschaft verdiene. Auch unsre liebenswürdige Freundin wurde Schillern sehr werth. Unser vereintes Leben in Lauchstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalles, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter. Hier las uns zuerst ein Bekannter den Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vor. Wir erinner-

ten uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finstrer Despotie unserm jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Siegs der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel.

Schiller wollte die Ferien in Rudolstadt zubringen. Wie seine Seele in neuer fröhlicher Lebenshoffnung aufflammte, sprechen seine Briefe aus. Einige unter vielen, deren zarte Innigkeit das Oeffentliche scheut, folgen hier.

An Lottchen von Lengefeld.

Dienstag Abends, den 25 August.

Wie schön bin ich heute erweckt worden! Das erste, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von dir. Mit dem Gedanken schlief ich ein, heute welche zu erhalten. An diesen periodischen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit ab-

zählen, bis uns endlich dieser dürftige Behelf nicht mehr nöthig ist. Aber wie ungenügsam sind doch unsre Wünsche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! um einen einzigen Blick in deine Seele! Und jetzt, da ich Alles darin lese, was mein Herz sich so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geistes! Und von diesem kurzen Frühling soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes!

In einer neuen schönern Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß du mein bist, theure liebe Lotte, seitdem du deine Seele mir entgegen trugst. Mit bangen Zweifeln ließest du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in dir zu bemerken

glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe dir unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von dir entfernen sollte. O du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unsrer werdenden Liebe. Aber aus deinem Munde will ich sie hören.

Es war ein schneller, und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst; aber jetzt erst genieße ich alle unsre vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal, und Alles zeigt sich mir jetzt in einem schöneren Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zu statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte! Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum — und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignation,

die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir diesen Herbst noch mit einander zu berichtigen haben! Ich will Alles thun, um ihn zu beschleunigen. Wolzogens Brief folgt hier zurück. Er machte mir sehr viele Freude. Seine Anhänglichkeit ist so innig, und nichts Fremdes hat sich noch in sein Wesen gemischt. Er ist ein gar guter Mensch; ich wünschte, daß er um uns leben könnte.

Lebe wohl, theure liebe Lotte, und denke, daß für mich keine Freude ist, als bis ich wieder Briefe von dir sehe. Adieu! meine Liebe.

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Donnerstag Abends, den 12 Sept. 1789.

Wieder ein Tag überstanden, um den ich dir näher bin. — Wie langsam schleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich schnell wird sie mir bei dir vorübereilen! Wäre indessen die Periode nur da, wo wir uns bloß über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten! O meine Theure! Wie so anders ist jetzt Alles um mich her, seitdem mir auf jeden Schritt meines Lebens nur dein Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt deine Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab' ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsre Seele mit der ganzen Schöpfung

schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers, und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eignen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst! Nur durch den Menschen wird sie mannichfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird sie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehen! aber nie, nie, als jetzt, hab' ich in ihr meine Liebe gelesen. Bewundernswerth ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen, und

von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt Alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unsre Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innrer und äußrer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unsrer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsers wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserm Eigenthum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unsre ganze Per-

sönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehn, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen. Aber ich lasse mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich dir doch weit bessere Dinge sagen könnte. Die Erinnerung an dich führt mich auf Alles, weil Alles wieder mich an dich erinnert. Auch hab' ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde. Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Scenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen; ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß dich in meinem Zimmer; Caroline ist bei uns, sie ist am Clavier beschäftigt, und du arbeitest neben ihr, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh' ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an deinem schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß

ich dich habe, daß nichts, nichts dich mir wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtseyn, daß ich dich finde, und mit dem Bewußtseyn, daß ich dich morgen wieder finde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldnes Leben!

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, den 20.

Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie schnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit schnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unser Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienste; aber freilich habe ich jetzt auch mehr Gelegenheit, mich über ihn zu ärgern. Einige Vorlesungen will ich

dir doch zum Spaß mitbringen, die etwas Interessantes für dich haben können. Die ersten, welche in dem Deutschen Merkur stehen, liesest du ohnehin.

Auf die Voyages d'Anacharsis bin ich sehr begierig. Sie sind ein sehr zuverlässiges historisches Werk, und nichts als die Einkleidung ist poetisch. Ich verspreche mir große Genüsse davon. Von Gibbon habe ich einige neue Theile erhalten, und den Abschnitt von der Ausbreitung des Christenthums angefangen, der mich aber noch nicht recht interessiren will.

Ach! wie schön wird es in der Zukunft seyn, wenn wir alle Schriften dieser Art gemeinschaftlich mit einander genießen, und jedes Gute und Schöne darin, veredelt durch das Gepräge, das wir darauf drücken, in unsern Seelen niederlegen; wenn Alles unter uns gemeinschaftlich seyn wird, bis auf die Erwerbungen unsers Geistes!

Schlaf wohl, liebste Theuerste. Es ist schon sehr spät, und ich muß morgen früh auf seyn.

Ueber-

Uebermorgen, denke ich, auf den Sonnabend wieder einen von dir. Noch vier Briefe, und wir sind wieder bei einander. Adieu! Adieu! Diesen Kuß bringe dir der gute Engel unsrer Liebe! Adieu!

S.

Endlich kamen die Ferien; Schiller bewohnte wieder sein Haus in Volkstädt, und brachte Morgen- und Nachmittagsstunden bei uns zu, da die Abende größtentheils der Mutter gehörten. Das Geheimniß der glücklichen Liebe zwischen ihr und uns, welches zu ihrer Ruhe nöthig war, empfanden wir, als eine ungewohnte Störung, doppelt schmerzlich in dieser goldnen Zeit; denn immer hatte Offenheit unter uns gewaltet; doch tröstete uns der Mutter sich stets gleich bleibende Achtung und Freundschaft für Schiller.

Dieser arbeitete an seinen Vorlesungen, an der Thalia und dem Geisterseher, und schweifte

in den schönen Herbsttagen in der Gegend umher, in der Erinnerung und Hoffnung ihn anlächelte. Auch manche poetische Plane und Stimmungen entsprangen diesen Wanderungen, auf denen wir ihn oft begleiteten. Die Liebe und die sichre Aussicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer der Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen war, bildeten einen lichten Grund in seinem Gemüthe; aber die Ungewißheit der Epoche, wo Lottchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorge und Unruhe.

Es graute ihm vor der Einsamkeit in Jena. Der günstige Moment, seine Bitte dem Herzog von Weimar vorzutragen, lag noch fern, und an ihrer Erfüllung konnte man doch noch zweifeln. Da Alles an der Festigkeit der Existenz, die die Mutter beruhigen konnte, hing, so erging sich unsre Phantasie in tausend Planen, die dazu führen konnten. Städte, Länder und Verhältnisse mit wohlgesinnten Menschen, die nur der Gestaltung bedurften, lagen

immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus.

Schiller mußte nach Jena zurückkehren, und Briefe, der Trost getrennter Liebe, flogen wieder hin und her.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena, Freitag Abends, 1789.

Gestern Abend um zehn bin ich glücklich angekommen, theure Lotte, und sehe mich nun wieder an der Stelle, die ich vor fünf Wochen so freudig verließ. Ich weiß noch nicht, meine Liebe, wie ich mich jetzt wieder darein finden werde, daß mir ganze Tage ohne dich vorübergehen. Ach ich fühle, ich bin noch immer bei dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keins von allen den Dingen, die mich so nahe umgeben.

Gesprochen habe ich hier außer Griesbachs noch Niemand.

Die Collegien haben erst gestern angefangen, und zwar nur die Vormittags = Collegien, so daß ich gar nichts versäumt habe. Den nächsten Montag aber fangen die Nachmittagsstunden an, und ich muß ohne Barmherzigkeit auch daran. Mein Kopf ist heiter, und ich fühle den Muth in mir, den ich brauche, um auszudauern.

Heute Vormittag begegnete mir etwas, das mich lachen machte. Es hatte sich ein fremder Professor der Mathematik bei mir melden lassen. Er wollte nichts Geringeres von mir, als daß ich einem Unternehmen beitreten sollte, welches er in Frankfurt am Main ausführen wollte. Er wollte dort ein Lyceum oder Museum nach Art des parisischen errichten, worin nämlich über wissenschaftliche Dinge und schöne Kunst Vorlesungen gehalten würden. Er verlangte 200 Häuser zu Abonnenten, jedes sollte 50 Gulden jährlich bezahlen; drei Professoren sollten sich in das Werk theilen, einer in Na=

turwissenschaften, ein andrer in Mathematik und Experimentalphysik, ein dritter in philosophischen und schönen Wissenschaften. Aus allen Wissenschaften aber sollte nur das Interessante gewählt, und auf eine Art, die den Liebhaber befriedigt, vorgetragen werden. Er rechnete vorzüglich auf die Damen, und meinte, daß es bald Ton werden würde, das Lyceum zu besuchen. Er selbst war in Frankreich und Italien, wie er sagte; indessen erweckte er mir keine hohe Meinung von sich. Es war mir aber lustig, daß ich gleich den andern Tag nach unsrer Trennung einen Antrag erhielt, der mich fast ganz bis nach Mainz führte, wenn er zur Ausführung käme. Ich habe mich zwar nicht darauf eingelassen, weil ich keine Erwartungen von dem Herrn habe, und keinen Glauben an Frankfurt; aber ich wünschte mir nichts mehr, als eine Beschäftigung dieser Art, wo ich eine Auswahl unter dem, was mich interessirt, machen dürfte. Ueber die Mainzer Professoren schimpfte der Herr sehr; er nannte sie trockene

Pedanten. Gern hätte ich ihn mehr darüber ausgefragt; aber ich hielt ihn weder für instruirt, noch für unparteiisch genug dazu.

Morgen, meine Theuerste, erhalte ich Briefe von dir. Möchte ich hören, daß Carolinens Gesundheit sich bessert! Dieß ist's, was mir jetzt viele Unruhe macht. Ich fürchte zwar nichts für jetzt; aber ich fürchte, daß diese Zufälle öfters wiederkehren möchten. Körperliche Zerrüttungen könnten das freie Spiel ihres Geistes stören, und ihr gerade das, was sie und uns in ihr glücklich macht, verbieten. Ihre Seele hat Stärke, aber eben darum darf das Instrument nicht schwach seyn, worauf sie spielt; sonst wird sie es durch jede lebhafte Bewegung angreifen.

Adieu! meine Theuerste! Meine Seele ist dir nahe. Ich bin nicht von dir getrennt. Adieu! Adieu!

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena den 3 Nov. 1789.

Wie freut mich, theure Lotte, was du mir von Carolinens Gesundheit schreibst! und wie liebe ich den Himmel wegen dieses Geschenks, das er mir gab! Ich habe zwei oder drei glückliche Tage verlebt, und ich habe mein eignes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit *), die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes, veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irrt; nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen; aber ich spreche wie

---

*) Die Abhandlung vor den Memoires.

ein fremder Mensch von mir; denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirst mich auslachen; aber möchtest du es immer — wenn ich dir nur so nahe wäre, es zu sehen!

Ach! Und mir hat sich auch dieses innige Geistesvergnügen doch wieder an mein Liebstes, mein Alles angeschlossen, und ist von dir schöner und süßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir selbst! Nur daß ich deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das deine Liebe dich von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigne Achtung abgewinne. Jedes erhöhte

Selbstgefühl wird zu einem lebhaftern Glauben an deine Liebe, und darum vergebe ich es mir auch selbst. Ach! was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird. Wie viele solche Augenblicke erhöhterer Empfindung habe ich gestern und heute in todter Einsamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das deinige verzehren müssen! Wie viel hätte ich dir in diesen Stunden geben können, und wie viel von dir empfangen! Auch selbst von dir getrennt, wurde meine höchste Begeisterung zur Liebe, und selbst meine Geistesarbeiten haben dich so lieb, daß sie mich, ohne den Gedanken an dich, nicht entzücken wollen.

S.

An Lottchen von Lengefeld.

Jena den 10 Nov. 1789.

Daß mein Geburtstag heute ist, habe ich erst von dir erfahren; denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit. Voriges Jahr hab' ich ihn mit dir durchlebt — aber nein, du bist mir, unsrer Entfernung ungeachtet, heute viel näher als im vorigen Jahr. Meine Seele besitzt dich, und das ist etwas ganz Andres, als wenn deine Gestalt in meinen Augen lebt. Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen endlich brach — wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte — jener Morgen ist mir ein weit lieberer, schönerer Tag als der zehnte November. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?

Es freut mich, daß du heute doch etwas von mir empfängst. Der Bote versprach mir gegen acht in R. zu seyn. Die Gründe, warum ich der Mutter noch nicht schreiben soll, sind

mir ganz einleuchtend; überhaupt ist die Sache nur in so fern dringend, als sie ihr nicht länger verschwiegen bleiben würde. Den Brief habe ich noch zu schreiben.

Was ich durch den Boten schrieb, ist mir sehr ernst. Ich wünschte sehnlichst, daß wir überhoben seyn könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nöthig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit besser als jetzt einen Plan zu einem Etablissement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert; im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten, und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet, Verhältnisse, die mir zuwider sind. Meine einzige Hoffnung ist auf den

Coadjutor gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine Jenaische Professur nieder. Ich will aber auch im Preußischen etwas anzuspinnen suchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, so wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahre es durchzusetzen, daß ich dort wäre. Aber wie traurig, daß man von Dingen außer sich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir, an mehr als Einem auserlesenen Platze mit dem, was ich durch meine Schriftstellerei erwerbe, vortrefflich leben könnten! Dann wäre jede Abhängigkeit, jedes lästige Verhältniß erspart; und wenn es ja seyn müßte, so würde ich mit jedem Jahre fähiger seyn und vorbereiteter, ein Amt zu übernehmen, und vielleicht hätte ich alsdann die Wahl! Wenn Sie, liebe Caroline, meinten, so will ich noch einen Versuch machen, der vielleicht durchzusetzen ist. Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim selbst, ein Etablissement verschaffen, entweder bei

der dortigen Akademie, oder in Heidelberg. In Mannheim würde ich Sie auch recht gern sehen, es ist ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erst mit Freude betreten würde. Aber bei diesem Mannheim fällt mir ein, daß Sie mir doch manche Thorheit zu verzeihen haben, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beschämung würde ich Sie auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miserablen Leidenschaft im Busen, herumgewandelt bin.

Warum fallen mir diese Armseligkeiten wieder ein? Ich durchsuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schicksal unsrer Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibt mir immer gewiß.

Heute an meinem Geburtstage habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten; was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegener als ich. Er

retirirte sich auch gleich wieder. Mit dem hiesigen akademischen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde sie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorlesung mich einen Professor der Geschichte nannte, so hat sich der Professor H** beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten sey, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen wäre. Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es jetzt erst erfahren), ich bin nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen; aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil aus der Philosophie ist, und daß ich also, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig seyn muß. Es ist so weit gegangen, daß sich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Ich lasse es jetzt untersuchen, ob er's für sich und auf seine Gefahr gethan hat; und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen;

denn so lächerlich mir dieses Verhältniß ist, so wenig lasse ich mir etwas zu viel geschehen.

Diese elende Zänkerei hat mir aber doch heute Laune und Freude verdorben; denn sie hat mich lebhafter daran erinnert, daß ich hier bin und ohne allen Zweck und Nutzen — ach! und daß ich so schön in Weimar seyn könnte, wo ich Sie zu erwarten hätte. O meine Lieben, Theuerste meiner Seele! prüfen Sie alle Möglichkeiten — untersuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unsrer Trennung verkürzen können. Das ist kein Leben, das ist nicht gelebt, wie wir jetzt unsre Stunden hin harren müssen. Adieu! Ich kann und mag Ihre lieben Briefe heut nicht beantworten. Meine Seele ist zu trübe. Der erste helle Augenblick, den ich habe, soll Ihre seyn. Leben Sie wohl!

S.

Lottchen und ich riethen für den Moment zu Geduld und einstweiliger Ertragung der

Unannehmlichkeiten des Professor-Lebens, bis eine entschiedene Verbesserung der Lage einträte. Schon hier zeigte sich die wohlthätige Kraft ihrer stillen ruhigen Seele auf Schillers so oft wechselnde Vorstellung von den äußern Verhältnissen, welches Schwanken jetzt noch durch leidenschaftliche Ungeduld gesteigert ward. Unsre nahe Reise nach Weimar beruhigte ihn, und ein Hauch der Liebe und Freude beschwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm.

Vom December 1789 an lebte meine Schwester eine Zeit lang mit mir in Weimar, da die gute Mutter uns gern während H. v. B's Abwesenheit einen lebhaftern Winteraufenthalt vergönnte. Schiller besuchte uns beinah jede Woche. Auch mit unsrer Freundin in Erfurt lebten wir in Besuchen und Gegenbesuchen auf die angenehmste Weise.

Auf die günstige Antwort des Herzogs von Weimar, der mit vieler Bereitwilligkeit einen fixen Gehalt zusicherte, wie die Umstände es erlaubten, erfolgte die Erklärung Schillers an

unsre

unsre Mutter. Sie antwortete zusagend auf folgenden Brief; und nichts stand jetzt der Vereinigung der Liebenden mehr entgegen.

An Frau von Lengefeld.

Jena, den 18 Dec. 1789.

Wie lange und wie oft, seit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir selbst gestritten, ob ich es wagen soll, Ihnen zu gestehen, was ich jetzt nicht mehr zurück halten kann. Ich muß Sie bitten, verehrungswürdigste Freundin, sich jetzt Alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem gütigen Herzen für mich sprach; ich selbst muß mir jedes Ihrer Worte zurückrufen, worin ich Wohlwollen für mich zu erkennen glaubte, um in diesem Augenblicke Muth und Hoffnung zu fassen. Es gab Augenblicke — unvergeßlich sind sie meinem Herzen — wo Sie mich vergessen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hause sey, ja wo Sie unter Ihre Kinder auch mich zu zählen schienen. Was Sie damals ohne Bedeutung

sagten, was nur eine vorübergehende Bewegung Ihres Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange schon kein andrer Wunsch mehr lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden! Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Aeußerungen in volle selige Wahrheit für mich zu verwandeln.

Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieses Geständniß auf meinen Lippen; es kann Ihnen nicht entgangen seyn. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Ihr schönes edles Herz hab' ich durchschaut. In so vielen froh durchlebten Stunden hat sich ihre zarte sanfte Seele in allen Gestalten mir gezeigt. Im stillen innigen Umgang, wovon Sie selbst so oft Zeugin waren, knüpfte sich das unzerreißbarste Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätte ich diesen Eindruck vielleicht bekämpfen

sollen, da ich noch nicht vorhersehen konnte, ob Lottchen auch die Meine werden kann? Ich hab' es versucht; ich habe mir einen Zwang vorgeschrieben, der mir viele Leiden gekostet hat; aber es ist nicht möglich, seine höchste Glückseligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme des Herzens zu streiten. Alles, was meine Hoffnungen niederschlagen könnte, habe ich in diesem langen Jahre, wo diese Leidenschaft in mir kämpfte, geprüft und gewogen; aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe, und kann ich Sie, Verehrungswürdigste, lebendig davon überzeugen, so ist nichts mehr, was gegen das höchste Glück meines Lebens in Anschlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten als die zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter; und glücklich wird sie durch mich seyn, wenn Liebe sie glücklich machen kann. Und daß dieses ist, habe ich in Lottchens Herzen gelesen.

Wollen Sie, theuerste Mutter, — o lassen

Sie mich bei diesem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnungen gegen Sie ausspricht — wollen Sie das Theuerste, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünsche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünsche Ihrer Tochter sind, wenn wir uns beide in dieser Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menschen danken kann. Sie werden glücklich seyn in der Glückseligkeit ihrer Kinder. Unsre Dankbarkeit wird geschäftig seyn, Ihr Leben zu verschönern, und Ihnen das Geschenk der Liebe durch Liebe zu erstatten.

Ich erlaube mir keine weitere Erklärung, bis Sie über die Wünsche meines Herzens entschieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, so werden keine Hindernisse von Außen ihm im Wege stehen. Mit welcher Unruhe und Sehnsucht erwarte ich von Ihnen den Ausspruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird

Sie leiten, und darauf gründe ich frohe Hoffnungen. Ewig der Ihrige mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe.

Schiller.

Unsre treue Freundin, Frau von Stein, war uns bei dieser ganzen Verhandlung hülfreich; und ihr schöner Verstand und ihr treues warmes Herz waren ihren Freunden in jeder Verlegenheit eine sichre Zuflucht. Schillers Charakter hatte ihre Achtung gewonnen, wie sein Talent.

Die nähere Bekanntschaft desselben mit dem Coadjutor Freiherrn von Dalberg, öffnete die schönsten Aussichten für die Zukunft, die auch der guten Mutter viel Beruhigung gaben. Er interessirte sich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück seiner Liebe. Er versprach, sobald er Kurfürst würde, welches bei dem hohen Alter des damaligen Regenten in Kurzem zu erwarten war, Schillern ganz nach seinem

Wunsch und Sinn anzustellen, und bat mich, meiner Mutter zu sagen, daß ihre Tochter auch in der äußern Existenz sich durch diese Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreise gerissen sehen sollte. Wir wußten durch unsre Freundin, daß er Schillern einen Gehalt von 4000 fl. zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte.

Welche tiefe Einsicht in Schillers Talent, und welche feste Ueberzeugung, er werde einst mächtig wirken, der edle Mann hatte, geht aus diesem Plan hervor. Nie erlaubte er sich in seinen Regierungs-Maßregeln nach kleinlichen persönlichen Motiven mit dem Staats-Einkommen zu schalten. Auf einen Brief Schillers an ihn, in späterer Zeit geschrieben, gab er folgende Antwort, der wir ein anderes Schreiben desselben trefflichen Fürsten zufügen:

Hochgeehrtester Herr!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut. Das Andenken eines Mannes von Ihrem Geist und

Herzen hat für mich so viel Innigst-Erfreuliches. Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schillers allumfassender allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sey mir erlaubt der stille Wunsch, daß Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: wie kann ich der Menschheit am nützlichsten seyn? Dieß Forschen (dünkt mich) führt am sichersten auf den Weg der Unsterblichkeit, und lohnt mit himmlischem Bewußtseyn. Genießen Sie die reinste Glückseligkeit, und denken Sie manchmal Beide an Ihren Freund und Diener

Mainz, den 12 Sept. 1790.

Dalberg.

Hochgeehrtester Herr!

Hier sind, fürtrefflicher Mann, meine Gedanken, die Sie wiederholt verlangen. Ich wage sie schüchtern und ungern, weil mir bei Schillers Unternehmungen die Wahl wehe thut. Prüfen Sie, und folgen Sie innigster Ueber-

zeugung. Ich bin mit großer Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener

Erfurt, den 2 Novbr. 1790.

Dalberg.

Der höchste Geist lebender Darstellung bildet Situation und Gespräche, umfaßt und schildert den Menschen ganz und von allen Seiten.

Der Geschichtschreiber darf nur diejenigen Stellen aus gleichzeitigen Geschichtschreibern ausheben, welche Helden oder Völker darstellen. Geschmack der Darstellung sind ihm genug; geistvoller Trieb der Darstellung gefährlich, weil sie ihn leicht in die Gefilde des Romans führen.

Der aufmerkende, prüfende, sammelnde Forschungsgeist ist Element des Geschichtschreibers; der Genius höchst lebender Darstellung Element des dramatischen Dichters.

Nur darin treffen beide mit allen Geisteswerkmeistern überein, daß jeder seinen eignen

Brennpunkt haben muß, durch den er seinem Werke Einheit gibt, die Theile in ein Ganzes schmelzt. — So schmelzt Shakespeare die leben- und geistvollen Kinder seiner Phantasie in ein Drama, und Robertson schmelzt die Bruchstücke seines sammelnden, forschenden Fleißes in eine Geschichte.

Hohes Darstellungs-, Bildungs-Vermögen ist seltenes Geschenk der Natur. Forschungsgeist ist Werk des Fleißes, kann eher erworben werden.

Schiller vereinigt beides, Bildungskraft nnd das schätzbare Ausdauern des Fleißes. Doch wünsche ich, daß er in ganzer Fülle dasjenige leiste, wirke, was nur er leisten kann, und das ist Drama.

Wirkung auf die Menschheit hängt von dem Grade der Kraft ab, den der Verfasser in sein Werk legt. Thucydides und Xenophon würden nicht läugnen, daß Homer und Sophokles wenigstens eben so viel wie sie gewirkt haben.

Während unsers Weimarischen Aufenthaltes machte Schiller auch die Bekanntschaft Wilhelms von Humboldt, der durch's ganze Leben mit ihm in einem innigen Verhältnisse blieb. Schon damals kündigte sich die geistige Kraft dieses Mannes an, die, bei einer Vereinigung der vielseitigsten Kenntnisse, immer neue Blüthen im Felde der Philosophie und Aesthetik trieb; so wie sein Charakter sich offenbarte, der später in die großen Weltbegebenheiten so kräftig als edel einwirkte.

Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band ihn an Schillers Umgang so sehr, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und da er sich von dem Freunde trennen mußte, in einem immer lebhaften Briefwechsel mit ihm blieb. Er wurde der Gatte unsrer Freundin, und die innige Verbindung mit diesen lieben, und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen war eine der schönen Lebensblüthen, die das Geschick uns darbot. Aus Goethe's und Schillers Correspondenz lernt man das vertrau=

liche Verhältniß genau kennen, das sich in geistvoller Theilnahme und Liebe immer gleich blieb.

Die glückliche Verbindung unsrer Freundin hatte sich auch in Weimar entschieden. Es waren heitre Tage. In der engen Verbindung eines kleinen Kreises guter und geistvoller Menschen, wo jedes seine Originalität behauptet, und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt, liegt wohl immer der reinste Lebensgenuß, und der daraus entstehende Contrast mit der übrigen fremden Welt, wo Alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben. Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig; nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir so wenig als möglich durch fremde Existenzen seyn, die nur Leerheit und Flachheit darboten; und vielleicht achteten wir zuweilen der nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art sie

von uns abzureißen, und jugendlicher Scherz gerieth in Uebermuth.

Um unsern edlen Freund und Beschützer Dalberg dachten wir uns in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Sein großer, immer lebendiger Geist, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie sie dem Genie eigen ist, vereint, gaben dem Leben mit ihm einen Zauber, der das Herz unwiderstehlich anzog. Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben, und ich in Besuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein so schönes Leben existirt, als es unsre Phantasie dichtete. Dalberg hörte unsern Träumen oft lächelnd zu; dann verfinsterte aber oft tiefer Ernst seine Züge, und er sagte: „Kinder, denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses; mancher Sturm kann das Alles umstürzen." Er ahnete als Staatsmann die Zerstörung des Vaterlandes und seiner Aussichten.

Die Pariser Begebenheiten waren natürlich oft der Gegenstand seiner Gespräche, und ich

erinnere mich, daß er, wenn wir uns des Geistes und der schönen Reden der National-Versammlung erfreuten, sagte: es sey unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechs hundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde. Schiller mußte vermöge seiner innern Natur sich stets und bald wieder von der fröhlichen Seite des Lebens zur ernsten wenden; er war ein Tasso; auch er konnte von sich sagen:

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr —

Folgender Brief an meine Schwester, spricht diese Stimmung aus,

Sonntag Abends 1789.

Du bist jetzt zusammen mit deiner Lieben, und mein Herz sagt mir, daß ich dir nicht fern bin. Noch vier Tage, und ich bin in eurer Mitte. — Das ist eine unaussprechlich schöne Aussicht. Meine Sorge ist nur, daß wir einander so wenig werden seyn können. Einige Vormittagsstunden — das wird wohl Alles seyn, und Ihr werdet dafür sorgen, fürchte ich, daß

die Vormittage nicht zu früh anfangen. Ich will eine Stunde Vorlesnng mehr noch daran wenden, und es einrichten, daß ich Donnerstag Abends spätestens zwischen neun und zehn in Erfurt bin.

Auf die neuen Familiengestalten bin ich begierig. Thu' mir den Gefallen, und beschreibe mich als einen wunderlichen Kopf, oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolstadt schon mein Glück gemacht; und wenn ich dann nur Niemand fresse, so bin ich ein artiger Mensch. Das Universum von D. hätte ich noch gar gern gelesen; aber hier ist es nicht zu haben. In Erfurt hoffe ich es zu finden; ich rechne darauf, es aus der Tasche heraus sehen zu lassen, wenn ich beim Caadjutor bin. Da ich diese Zeit her alles Interesse an Arbeiten verloren, die nicht durch sich selbst es erzwingen, so bin ich darauf gefallen, ein altes Schauspiel wieder hervor zu suchen, wovon schon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir; aber ich habe eine davon mit vielem Glück retouchirt.

In der Thalia wirst du sie lesen, oder auch hier im Manuscript. Schon lange fehlte es mir an einem Gefühl des gegenwärtigen Genius — so daß es schien, als wenn er mit mir schmollte; aber Amor und der Genius der Dichter sind auf einander nicht neidisch; vielmehr ist es ihr Interesse, wenigstens bei mir, freundlich zusammen zu halten. Ich kann gar nicht beschreiben, meine Liebe, wie mich die Aussicht freut, mich an deiner Seite mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigen Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen. An deinem Herzen, meine Liebe, werde ich diesen Wunsch in Erfüllung sehen. Liebe allein, ohne dieses innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen — wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte ge-

langen; ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird; -- und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hoch zu schätzen.

Ihr seyd Alle gesund, will ich hoffen, und eure Glückseligkeit wird durch nichts gestört. Ich drücke dich an mein Herz, meine Lotte!

S.

In diesem Winter wurde Kotzebue's Menschenhaß und Reue zuerst in Weimar gespielt. Schiller bat uns, mit ihm ins Theater zu gehen, da er das Stück gern sehen wolle. Wir blieben ganz ungerührt, und spaßten über die vielen falschen sentimentalen Dinge und Motive, die es enthält. Schiller kannte den Standpunkt des Geschmacks im großen Publicum und sagte vorher, daß Kotzebue viel Glück machen würde.

In

In dieser Zeit lernten wir auch den liebenswürdigen Dichter Salis kennen, dessen Persönlichkeit ganz mit seinen Dichtungen im Einklang stand. Er brachte ein Empfehlungsschreiben von Wilhelm von Wolzogen aus Paris. Die Gräuelscenen hatten dort begonnen. Salis Erzählungen und Wilhelms Brief schlugen unsre Freude über den Sturm der Bastille schrecklich nieder, und wir geriethen in Unruhe über die Existenz unsres Freundes auf jenem Vulcan aller empörten Leidenschaften. Schiller hatte diese Begebenheiten schon bei ihrem ersten Entstehen ernst und ahnungsvoll aufgenommen; er hielt die Franzosen für kein Volk, dem ächt republicanische Gesinnungen eigen werden könnten.

Zwischen ihm und Goethe war, zu unserm großen Verdruß, kein Verhältniß entstanden, obgleich sich der Letztere gegen uns, wie früher, freundschaftlich benahm, und in realen Verhältnissen Schillern immer wohlwollend entgegen kam. Was uns damals als unangenehme Lücke erscheinen mußte, sollte nach einigen Jahren

herrlicher, als wir ahnen konnten, ausgeführt werden.

Am 20 Februar 1790 wurde Schiller und meine Schwester in der Kirche von Wenigenjena durch Herrn Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter war von Rudolstadt gekommen, und freute sich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele. Die schönste Gabe des Himmels, vollkommene, dauernde Einstimmung der Herzen beglückte diese Ehe. Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede in zarter Liebe und ungetrübtem Vertrauen, Harmonie des Geschmacks, und gleiche Stimmung für gesellige Freuden ein immer lautrer Quell des Segens und Trostes. Tief rührte mich folgendes Sonnet, das ich unter den Papieren meiner Schwester fand. Es ward am neunzehnten Jahrestage ihrer Trauung geschrieben, vier Jahre nach Schillers Tode. Um so tiefer ergriff es mich, da in diesem Monate auch die tödtliche Krankheit meines Mannes, dessen treue Freundschaft im An-

drang stürmischer Zeit der Schwester Trost und Stütze war, sich entschied.

Die wechselnden Gefährten.

Den 20 Februar, 1809,

zum Gedächtniß des 20 Februar, 1790.

Als das Geschick dereinst zu süßem Lohne
Mir zu Begleitern Lieb' und Treu' gegeben,
Da dünkt' ich mir zum Himmel aufzuschweben;
Das Leben reichte seine Blüthenkrone.

Nun faßt nur Sehnsucht jene hellen Sterne
Im Himmelsraum; die Zeit gebiert nur Schmerzen.
Und Glaub' und Wahrheit fliehen in die Ferne.
Nichts stillt die Wehmuth der zerriss'nen Herzen.

Die Sorge naht in grauem Nebelschleier,
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier.
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben;
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen.

Zweiter Abschnitt.

Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben.

Schillers äußere Lage gestaltete sich durch glückliche Ereignisse noch besser, als wir gehofft hatten; die Gegenwart war heiter, in die Zukunft sah man sorgenlos. Die unternommene Herausgabe von Memoires, wozu Schiller die einleitende Abhandlung schrieb, deren er in einem seiner oben mitgetheilten Briefe gedacht, und die Fortsetzung der Thalia sicherten ihm eine für seine Bedürfnisse hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beiträge lieferte. Dann hatte ihn der Buchhänd-

ler Göschen aufgefordert, eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach zu schreiben; und ein deutscher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde.

In den ersten Monaten nach seiner Heirath schrieb Schiller seinem Freund Körner:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen. Jetzt, da ich am erreichten Ziele

stehe, erstaune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt; es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Seitdem Schillern ein sicheres, ruhiges Hausleben beglückte, war er mit Menschen und Verhältnissen, die sonst so oft Unzufriedenheit in ihm erregten, ausgesöhnt. Seiner Frau suchte er eine angenehme Geselligkeit zu bereiten. Das Griesbachische und Paulussche Haus gewährten eine anmuthige Unterhaltung, die durch das musikalische Talent und die schöne Stimme der Frau Paulus einen besondern Reiz gewann. Schiller liebte sehr die Musik, und hatte sie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in seiner Arbeitsstube auf- und abging und sich einer dichterischen Stimmung überließ.

Dieß bewog meine Schwester, noch weiteren Unterricht im Clavierspielen zu nehmen. Das Lied von Gluck: „Einen Bach, der fließt" brachte ihm immer die angenehmsten Phantasieen zu. Wanderungen in die so mannichfaltige freundliche Gegend, Reisen nach Rudolstadt zu meiner Mutter und mir, gaben dem Leben Abwechslung und Heiterkeit.

Mit den meisten Gelehrten stand Schiller im besten Vernehmen, mit Schütz und Hufeland in freundschaftlichem Verhältniß; in genauerer Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er besonders durch Letztern auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß diese ihn anzog. Reinholds Briefe, erinnere ich mich, waren damals schon oft der Gegenstand seiner Gespräche mit unserm Freunde Gleichen und mir.

Dieses Jahr war wohl eines der glücklichsten in Schillers Leben, und der erste Gedanke, Wallensteins Abfall und Tod dramatisch zu bearbeiten, welcher bei dem Lesen der Quellen

des dreißigjährigen Krieges entstand, war die Blüthe eines heitern in sich befriedigten Daseyns. Auch die ästhetischen Studien, die ebenfalls ihn zum Schaffen anregten, erfreuten ihn, wie sich aus folgender Stelle eines Briefes an mich (vom 15 Mai, 1790) ergibt:

„Lottchen hat gestern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören, und mir Thee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz. Ich fing gestern die Vorlesungen über die Tragödie an, und finde gar viel Vergnügen an dieser Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat, und von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hatte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles, zusammenhängendes Ganze, das mir viel Freude verspricht. Ich habe so doch jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sie sonst nichr sehr zu erwarten ist.“

Schiller beschäftigte sich in dieser Zeit, da er über den Oedipus Vorlesungen hielt, mit der Poetik des Aristoteles, und übersetzte meiner Schwester und mir oft Stellen daraus. Die Ansichten dieses großen Geistes erfreuten ihn, und wahrscheinlich schrieb er auch damals an seinen Freund Körner:

„Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt bei-

nahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen.“

„In den Jahren von 1790 bis Ende 1794,“ fährt Körner fort, „wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und bloß die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Planen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte.

„Auf diese Theodicee,“ schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer, und hat einen größern Charakter.“

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die er für Göschens historische Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und poetischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedichte, das von der Schlacht bei Leipzig

bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dieß der Hauptstoff gewesen wäre.“

Die Idee zum Wallenstein blieb die vorherrschende, und wäre vielleicht bald zur Ausführung gelangt. Aber ein harter Schlag traf Schillern und die Seinen in dieser sich so glücklich gestaltenden Zeit. Während eines Besuchs, den er dem Coadjutor in Erfurt machte, ward er beim Abendessen, nach einem Concert im Stadthause, wozu uns jener eingeladen, von einem heftigen Fieber angefallen. Erkältung war wahrscheinlich der Hauptgrund dieses Anfalls. Nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er wieder nach Jena zurückreisen konnte. Aber kaum dort angelangt, ergriff ihn eine Brustkrankheit, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete.

Ich eilte nach Jena, fand die augenblickliche Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke abgewendet; aber Rückfälle waren zu fürchten.

Die allgemeine Liebe, die sich Schiller in Jena erworben, zeigte sich in der hülfreichen Theilnahme, die man meiner Schwester bezeigte. Viele von seinen Zuhörern, im freundlichen Jugendeifer, boten sich zur Pflege und zu Nachtwachen bei dem Kranken an. Hardenberg, der später unter dem Namen Novalis bekannt wurde, zeigte die innigste Theilnahme, und kam damals zuerst Schillern vertraulich nahe. Gustav von Adlerskron, ein Liefländer, der besonderer Familienverhältnisse wegen unter einem angenommenen Namen in Jena studirte, zeigte einen so anhaltenden Eifer und eine solche Umsicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er diesem sehr werth wurde, und immer als treuer Hausfreund angesehen blieb. Hardenbergs Talent für die Dichtkunst that sich damals schon kund. Sein Vater besuchte Schillern in Jena, und bat ihn, das Vertrauen, welches sein Sohn in ihn setze, zu benutzen, und denselben eifrig auf der Bahn der Studien zu erhalten, die sein künftiges Emporkommen

im Staatsdienst, für den er bestimmt sey, fördern könnten. Schiller sprach im Sinne des Vaters zu dem Jünglinge, legte ihm die väterliche Sorge ans Herz; und für einige Zeit hatten die freundlichen Ermahnungen den besten Erfolg. Andere Umgebungen und der Tod seiner Braut waren Ursache, daß der Sinn des Jünglings sich von allen Aussichten auf irdisches Glück abwandte. Die reinen Laute seines Herzens, sein religiöses Gefühl, sein Sehnen nach dem Ewigen bleiben allen Gleichfühlenden theuer.

Schiller genas; aber beängstigende Brustkrämpfe waren von dieser Krankheit zurückgeblieben. Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbrochen werden; er versammelte in seinem Zimmer so viele Zuhörer, als es fassen konnte, zu Privatvorträgen über Aesthetik.

Wunderbar erhielt sich die Kraft seines Geistes. Alle leidensfreien Tage waren heiter; er arbeitete, und suchte die Gefahr, die er selbst

in den ersten Zeiten für dringend hielt, den Seinen zu verbergen.

Kants System hatte ihn mehr und mehr angezogen, wie man bei der speculativen Richtung, die sein Geist früh nahm, erwarten konnte. Wie sehr der große Geist dieses Philosophen ihn ansprach, geht aus folgenden Briefen an Körner hervor.

Jena 3 März 1791.

Du eräthst wohl nicht, was ich jetzt lese und studire? Nichts Schlechteres als — Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hinein zu arbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft und selbst einige Reinholdsche Schriften für jetzt noch zu schwer seyn und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Aesthetik schon selbst viel gedacht habe und empirisch

noch mehr darin bewandert bin, so komme ich in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort und lerne gelegenheitlich viele Kantische Vorstellungsarten kennen, weil er sich in diesem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urtheilskraft anwendet. Kurz ich ahne, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen. Da ich künftigen Winter Aesthetik vortragen werde, so gibt mir dieses Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu wenden.

Dein S.

Jena, 1 Januar 1792.

Ich treibe jetzt mit Eifer Kantische Philosophie, und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit dir darüber verplaudern könnte. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieß auch drei Jahre kosten könnte.

Uebri=

Uebrigens habe ich mir schon sehr Vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gerne Locke, Hume und Leibnitz studiren.

Jena, den 25 März, 1792.

An die ästhetischen Briefe habe ich, wie du leicht begreifen wirst, jetzt noch nicht kommen können; aber ich lese in dieser Absicht Kants Kritik der Urtheilskraft wieder, und wünschte deßwegen, daß du dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchtest. Wir werden einander dann um so leichter begegnen und mehr auf den nämlichen Zweck arbeiten, auch eine mehr gleichförmige Sprache führen. Baumgarten will ich auch noch vorher lesen.

Jena, den 15 Oktober 1792.

Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kants Kritik der Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen,

bis ich diese Materie durchdrungen habe, und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke, und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel völlig gerecht bin, und auch um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Lesbares, für die Thalia, zu jeder Zeit schreiben zu können. Bald werde ich dich mit meinen Untersuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Correspondenz einleiten.

Das Studium der Kantischen Philosophie unter Reinholds Leitung hatte viele geistvolle Männer nach Jena gezogen, die sich bei Schiller zu philosophischen Gesprächen einfanden. Der Doctor Ehrhard, aus Nürnberg, interessirte ihn besonders durch seinen Scharfsinn, und der Eifer des Baron Herbarts, den im Mannesalter Liebe der Philosophie aus Steiermark nach Jena gezogen, war ihm achtungswürdig, er

liebte den Umgang dieses jovialen liebenswürdigen Menschen. Aber Anfälle von schweren Brustkämpfen blieben nicht aus und griffen störend in das heitre geistige Leben. Bei einem Besuche in Rudolstadt erlitt er einen neuen harten Anfall, wo er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. Das Leben war ihm werth und reizend; aber mit männlicher Fassung suchte er uns zu beruhigen und das Unvermeidliche ertragen zu lernen. Ich las ihm die Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unsterblichkeit deuten, vor. Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne — nahm er ruhig auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben,“ sagte er, und wirken, so lange wir's vermögen. Wir sollten unsere Freunde zu ihm kommen lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing,

griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb — „Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut seyn.“ Noch verwahre ich diese rührenden Worte der Liebe.

Die Krämpfe ließen nach auf die Mittel unsers geschickten Arztes Conradi, der uns immer mit der Hoffnung tröstete, sie seyen nicht tödtlich. „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammen blieben!“ sagte er seiner Frau und mir, mit sehr heiterm Blick.

Der Zustand besserte sich; er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane zu Arbeiten, und las viel in den schlaflosen Nächten. Reisen interessirten ihn sehr. In unsern Gesprächen wanderten wir über die ganze bekannte Erde, durch alle Zonen. Die Natur und besonders die Verschiedenheit der Menschen und ihre Zustände zogen unsre Betrachtung an. Die Länder am Nordpol, wo der Mensch mit allen Elementen um sein Daseyn kämpfen muß, waren Schillern besonders merkwürdig. „Man

bringt doch immer etwas von solch einer Reise um die Erde zurück," sagte er.

In dieser Zeit las er auch Tasso's befreites Jerusalem in Heinse's Uebersetzung mit dem größten Antheil. Als wir einmal von einem Besuche über Land zurückkamen, hatte er das Gedicht vollendet, und sagte: „Der Tasso liegt mir in allen Gliedern." In dieser Epoche fing die Unordnung im Schlaf und Wachen bei ihm zuerst an. Er fand, daß er eher einschlafe, wenn er unter einem leichten Geschäft sich vom Schlaf übermannen ließ, als wenn er ihn erwarte. Unsre Hausjungfern spielten mit ihm Karten, wobei er sehr heiter war, so daß sie gern ein paar Stunden Schlaf opferten, dessen meine Schwester und die übrigen Hausbewohner so sehr bedurften, um dem Leidenden den Tag heiter zu machen.

Ende Julius konnte er nach Carlsbad reisen, wo er sehr eingezogen lebte. Die Bekanntschaft mit einigen bedeutenden österreichischen Kriegern interessirte ihn, und gab ihm neue An=

sichten dieses Standes, in den er, seines Wallensteins wegen, gern hinein schaute. In Eger besuchte er das Rathhaus; er sah hier ein Bild Wallensteins, auch das Haus, wo dieser seinen Tod fand.

Den September brachte er in Erfurt zu; die Abende meistens bei dem immer gleich freundschaftlichen und thätig theilnehmenden Dalberg. Vieles kam unter ihnen zur Sprache, besonders Wallenstein.

Wie Schiller unter den Krankheitsanfällen, die eigentlich dieselben blieben, aber bei ihrer traurigen Wiederkehr für ihn und uns, allmählich von ihrer Furchtbarkeit verloren, sein reges Geistesleben erhielt, zeigen seine Arbeiten in dieser Periode. Er setzte die früher begonnene Geschichte des dreißigjährigen Krieges fort, so wie seine ästhetischen Studien, und erheiterte sich durch die Uebersetzungen aus der Aeneide, da er sich zu eigenen Dichtungen nicht stark genug fühlte. „Auch darf man nicht glauben,“ sagt sein Freund Körner, „daß überhaupt da-

mals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisternde Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war."

Ein sehr angenehmer, geistreicher Kreis von Hausfreunden, die auch großentheils an Schillers Tische zu Mittag aßen, trug viel zur Erheiterung bei. Der jetzige Präsident Fischenich, Niethammer, Herr von Stein, der liebenswürdige Sohn unserer Freundin, von Fichart und sein Hofmeister Göritz waren die tägliche Tischgesellschaft. Offenheit und Heiterkeit herrschte bei dem mäßigen Mahl. Schiller gab sich dem muntern Gespräch unter diesen guten, von regem wissenschaftlichem Interesse belebten Menschen hin, von denen mehrere sich in der Folge durch Schriften und im Staatsdienst merkwürdig gemacht haben.

Mit Niethammer und Fischenich unterhielt er sich vorzüglich über die Kantische Philosophie,

und diese war, bei dem lebhaften Interesse, das sie den drei Männern einflößte, ein nie versiegender Quell für gegenseitige Mittheilung. Ein dauerndes Band blieb durch's ganze Leben; und nach Schillers Tode fand der edle Fischenich Gelegenheit, seine Freundschaft für denselben den Hinterlassenen treu und auf die großmüthigste Art zu beweisen.

Eine Reise im Frühjahr 1792 zu seinem Freunde Körner gewährte Schillern großen Genuß; doch war sie auch durch Krankheits-Anfälle getrübt.

Fischenich begleitete ihn nach Dresden, und philosophische Gespräche beseelten jede freie Stunde. Dann erfreute Schillern auf das innigste ein Besuch seiner Mutter, die eben eine schwere Krankheit überstanden hatte, und seiner jüngsten Schwester. Früher hatte er mir geschrieben: „Heute habe ich einen Brief von Hause erhalten, worin die angenehme Nachricht steht, daß meine Mutter sich anfängt zu erholen. Herzlich hat sie mich erfreut. Ich

hoffe noch einmal sie wieder zu sehen und ihr einige frohe Tage zu schenken. Auch dich und Lottchen muß sie noch sehen, und mein Vater euch seine Artigkeiten ins Angesicht sagen.“ Die funfzehnjährige Schwester hatte die schönsten Anlagen. Stellen aus Schillers Gedichten zu declamiren, war ihre größte Freude, und ihre Naivetät machte uns viel Vergnügen.

Mehrere Rückfälle ließen indeß das Schlimmste für Schillers Gesundheit fürchten. Er bedurfte der größten Schonung; öffentliche Vorlesungen wären ihm äußerst schädlich gewesen; selbst Privat-Vorträge verboten ihm seine immer wiederkehrenden Brustkrämpfe. Diese und alle andern anstrengenden Arbeiten mußten ausgesetzt bleiben, sagt Körner. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften. Aber ehe für diesen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem

damaligen Erbprinzen von Holstein=Augustenburg und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalen auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu seiner Wiederherstelluug angeboten; und dieß geschah mit einer Feinheit und Delicatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Messias zu endigen. Gesegnet sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bei Schillern durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!

Wir theilen den Brief dieser edlen Freunde mit.

Den 27 Nov. 1792.

Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie.

Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich, bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidner Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch

in der Tugend edlern und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unsrer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen

eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. Es wird von ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist, und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen; denn wir sind hier nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staats angestellt zu seyn, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Haupt-

bedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eignen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

In der ersten Wärme des Dankgefühls glaubte sich Schiller stark genug, eine Reise nach Dänemark unternehmen zu können und versprechen zu dürfen; was er in einer Antwort auf jenen Brief that. Der Prinz von Holstein erwiderte:

„Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und über die uns gegebene Hoffnung bezeige, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte. Nichts kommt jetzt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich sehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen,

in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können."

Das Verlangen Schillers, diese edlen Freunde persönlich kennen zu lernen, ihnen mündlich zu danken, mit ihnen umzugehn, was für Geist und Herz so reichen Genuß versprach, dieses lebhafte Verlangen blieb indeß unerfüllt. Das Mißtrauen, das er in seine Gesundheit setzte, nahm mit den Jahren zu; er durfte eine Reise in ein nördliches Klima nimmermehr wagen. Ein fortgesetzter Briefwechsel mit der Gräfin Schimmelmann, in dem sich die herrliche Seele dieser ausgezeichneten Frau, so wie die ihres Gemahls darstellt, erhielt inzwischen eine geistige rege Verbindung. Schillers Bitte, die später in den Horen erschienenen Briefe über ästhetische Erziehung an den Prinzen von Holstein richten zu dürfen, wurde von demselben auf das freundlichste aufgenommen.

Im kräftigen Mannesalter wurde auch dieser edle Fürst der Welt entrissen. Das Andenken des Trefflichen zu erhalten, ist eine heilige

Pflicht der Mitlebenden; von dem Grabe edler Verstorbenen geht ein belebender Hauch aus für die Nachwelt.

Körner sagt: „Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war für Schiller nicht zu erwarten; aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Druck äußerer Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine ergreifende Arbeit, oder ein ernstes Studium beschäftigte; und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch schöne Tage zu erleben, genoß sie mit heitrer Seele, und von dieser Stimmung erntete seine Nation die Früchte in seinen trefflichen Werken."

Der Plan zum Wallenstein stand Schillern immer vor der Seele und in seinen heitern Stimmungen beschäftigte er sich damit. Als er schon im Jahre 1792 zur Ausführung kommen sollte, schrieb er darüber Folgendes an Körner:

„Ei-

„Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit mindrer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andern als freiwillige Schranken.“

Durch die Zeitungen erfuhr Schiller, daß

man ihm, wie mehreren andern deutschen Gelehrten, ein französisches Bürgerdiplom zugesendet, das von drei Mitgliedern des Nationalconvents unterschrieben war, nach einigen Jahren erhielt er es durch Compe. Schon seit geraumer Zeit hatte die Revolution sich mit Ungerechtigkeit und Blut befleckt, und viele edle Franzosen selbst, die den Sieg der Freiheit auf der Bahn des Rechts und durch erhöhte rein menschliche Gesinnung zu erringen gehofft, entflohen, um dem Blutgerüste zu entgehen, in das Ausland. Als das Schicksal Ludwigs XVI entschieden werden sollte, schrieb Schiller (im December 1792) Folgendes an seinen Freund Körner:

„Weißt du mir Niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um

die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir an, zu schweigen; aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig blei-

ben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn."

Ehe dieser Gedanke zur Ausführung kommen konnte, war das Urtheil des unglücklichen Königs schon gefällt.

Das Studium von Kants Kritik der Urtheilskraft führte Schillern in immer weitere philosophische Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den schon erwähnten Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bekannt machte Die Schrift „Anmuth und Würde" dedicirte er in der ersten Ausgabe unserm Freunde Dalberg mit einer Zeile aus Milton: „Was du hier siehest, edler Geist, das bist du selbst." Gewiß ein Muster einer feinsinnigen Dedication.

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller an Körner:

„Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden.“ Das Verlangen, dasselbe nach so langer Zeit wiederzusehn, ward lebendiger; und im August unternahm er mit seiner Gattin die Reise nach Schwaben. Er verweilte zuerst in der damaligen Reichsstadt Heilbronn, wo er die freundlichste Aufnahme und in dem Umgange mit einigen geistvollen Männern die angenehmste Unterhaltung fand. Das kleine Gemeinwesen, in der lachendsten, reichen Gegend, wo Ordnung, Fleiß und Wohlhabenheit die Bürger beglückte, erfreute Schillern sehr, und das Wiedersehen der Eltern, Schwestern und Jugendfreunde, nach so langer Trennung, labte sein Herz.

Von Heilbronn aus schrieb er dem Herzoge von Würtemberg im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt. Er erhielt zwar keine Antwort; aber durch seine Freunde

die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: „Schiller werde nach Stuttgart kommen, und von ihm ignorirt werden.“

Seit dem Frühling 1793 lebte ich in Schwaben, mehrentheils auf dem reizenden Landgute der Frau von Senkenberg, Gaisburg, wo ich das Cannstadter Bad gebrauchte, dessen gelinde Wirkung die Aerzte für mein Nervenübel sehr zuträglich fanden. Meine Krankheit hatte in den letzten Jahren so zugenommen, eine solche Verstimmung erzeugt, daß ich's billig fand, einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne durch eine Trennung seine Freiheit wieder zu geben. Ich wollte in diesem Zeitpuncte allein stehen und handeln und keinen meiner Freunde in die Unannehmlichkeiten verflechten, die bei der Auflösung eines solchen Verhältnisses nicht ausbleiben. Ein einsames, stilles Leben war mein innigstes Bedürfniß.

Im September besuchte ich Schillers in Heilbronn, da meine Schwester ihrer Nieder-

kunft entgegen sah. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen und die Nähe der Seinen hielten Schiller in sehr milder Stimmung.

Ich erinnere mich sehr merkwürdiger Gespräche, die Schiller in Heilbronn mit dem berühmten Arzte Gmelin über thierischen Magnetismus führte. Diese wichtige Entdeckung unsrer Zeit zog ihn sehr an; doch fand er seinen eignen Krankheitszustand für Versuche dieser Heilmethode nicht geeignet.

Da von dem Herzoge von Würtemberg keine Feindseligkeit zu befürchten war, zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er den Seinen näher war; denn sein Vater lebte als Major auf der Solitude, und hatte die Oberaufsicht über die fürstlichen Gärten und Pflanzschulen. Vorzüglich zog ihn dahin sein treuester Jugendfreund von Hoven, in dessen geistreichem Umgange und einsichtiger ärztlichen Pflege er für sich und die Seinen die größte Beruhigung, wie die angenehmste Unterhaltung zu finden hoffte. Er fand beides im reichen Maße. Hr.

von Hoven und seine liebenswürdige Frau thaten Alles, um den Ludwigsburger Aufenthalt angenehm zu machen. Hören wir ihn selbst in seinen Erinnerungen aus dieser Zeit.

„Von unsern Empfindungen beim Wiedersehen sage ich nichts; ich sage nur, wie ich Schillern nach einer Trennung von zehn Jahren wieder gefunden habe. Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie

sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“

Da er selten ganz frei von seinen Anfällen war, so konnte er nur wenig arbeiten; indeß schrieb er doch fast täglich, meistens in der Nacht, einige Stunden an seinem Wallenstein, der damals seine Hauptbeschäftigung war. Die Stunden, wo er sich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er seinen Briefen an den Herzog von Augustenburg über die ästhetische Erziehung des Menschen. Vom Wallenstein, von dem er mir verschiedene eben fertig gewordene Scenen zu lesen gab, bemerke ich, daß er anfangs in Prosa geschrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Carlos, in Jamben geschrieben sähe, und ich weiß nicht, ob diese Aeußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erschienen ist.

Gedichte hat er, während er in Ludwigsburg war, nicht gemacht; nur die Götter Griechenlands hat er in dieser Zeit abgeändert; aber so wie er mir damals dieses Gedicht vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen Räubern und andern frühern Stücken sprach er nicht gern; ja es schien mir oft, als wünsche er sie ungedruckt. Von Goethens Iphigenia äußerte er einst auf einem Spaziergange, daß dieß das einzige deutsche dramatische Product sey, das er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches machen könne. Von Voß war er ein großer Verehrer. Die Uebersetzung des Homer machte ihm große Freude; beinah alle Abende las er daraus vor, und pries wechselseitig das Original und die Uebersetzung. Von Gerstenberg bedauerte er, daß er so früh zu dichten aufgehört habe. Die Bekanntschaft Matthissons, der eben nach Ludwigsburg kam, freute ihn; wie er die Zartheit seiner Gedichte schätzte, ist bekannt.

Während Schillers Aufenthalt im Vater-

lande erfolgte der Tod des Herzogs Carl von Würtemberg. Dankbarkeit gegen seinen Erzieher, Erinnerung des Wohlwollens, so er seiner frühesten Jugend bezeigt, ergriffen sein Gemüth und verdrängten die düstern Bilder der Folgezeit. „Ich sah Schiller,“ sagt von Hoven, „bei der Nachricht, daß der Herzog krank und seine Krankheit eine zum Tode sey, sehr bewegt, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tode erfüllte ihn mit einer Trauer, als hätte er den Tod eines Freundes vernommen.“

Sein Vater, dem natürlich an der Gunst des neuen Regenten viel gelegen war, konnte ihn nicht dazu vermögen diesem zum Regierungsantritt ein Glückwünschungsschreiben zu senden, obgleich man sich von Ludwig Eugen, einem Fürsten von der größten Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er sich als Agnat bei jeder Gelegenheit der Landesverfassung gegen die Anmaßungen seines Bruders angenommen hatte, das goldne Zeitalter für Wür=

temberg versprach. Schiller wollte wahrscheinlich, wegen seines frühern Verhältnisses zu dem verstorbenen Herzoge auch den geringsten Schein meiden, als freue er sich seines Todes. Hier, wie in mehreren Fällen, zeigte sich, daß er sein Zartgefühl immer vor Allem, was äußern Vortheil bringen konnte, vorherrschen ließ.

„Nie vergesse ich," sagte von Hoven ferner, „was er mir einst auf einem Spaziergange, wo wir auf das fürstliche Begräbniß hinsehen konnten, über den hingeschiedenen Herzog sagte: „„Da ruht er also (dieß waren seine eignen Worte), dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften übertragen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch!"" Von dem französischen

Freiheitswesen, welches auch in Würtemberg damals einigen Anhang hatte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glückliche Zukunft schienen ihm zweifelhaft. Er hielt die französische Revolution für eine Wirkung der Leidenschaften, nicht für ein Werk der Weisheit, die allein wahre Freiheit zur Folge haben kann. Er gab zwar zu, daß viele wichtige Ideen, die sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen aufgeklärter Menschen befanden, zur öffentlichen Sprache gekommen seyen; aber „die eigentlichen Principien,“ sagte er, „die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends anders als hier. Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republicanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller,

kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile Europa's machen wird.“

Wie prophetisch zeigte sich Schillers Genius in diesen Worten, zehn Jahre vor Napoleons Kaiserkrönung gesprochen!

Tröstend und hülfreich war uns der treue Freund von Hoven in den ängstlichen Tagen der Niederkunft meiner Schwester. „Sie war schwer und dauerte lange,“ sagt er; „Schiller zweifelte in manchen Momenten an einem glücklichen Ausgange; er suchte seine Besorgnisse zu verbergen, aber seine Angst blickte sichtbar aus seinem ganzen Betragen hervor. Um so größer war seine Freude nach der endlich glücklich erfolgten Entbindung; es war die Freude des gefühlvollen, edlen Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Frau, und das Entzücken des Vaters über seinen erstgebornen Sohn.“

In dieser Zeit entstand auch die Bekanntschaft mit Herrn v. Cotta, die zu einem dauern-

den Freundschafts- und Geschäftsverhältniß führte. Hr. v. Cotta zeigte sich großsinnig für die deutsche Literatur. Schiller schätzte seinen tiefen Verstand, seine Umsicht in allen Verhältnissen, seine außerordentliche Thätigkeit, und vertraute seinem edlen Charakter.

Der Plan zu den Horen wurde gemacht, zu dessen Ausführung die ersten Geister der Nation eingeladen werden sollten, und Herrn v. Cotta's Anerbietungen übertrafen Alles, was bis jetzt für deutsche Schriftsteller geschehen war. Schiller entwarf auch den Plan zu einer deutschen Zeitung, die ihm ein wahres Bedürfniß der Nation dünkte. Höhere philosophische Ansicht der Begebenheiten, reines, freies, völlig parteiloses Urtheil, Maß und Anstand in den Aeußerungen, Klarheit der Sprache, Schönheit des Styls sollten diese Blätter vor Allem, was man bis jetzt in der Art kannte, auszeichnen. Schiller selbst wollte an der Redaction Antheil nehmen; eine solche Zeitung erschien ihm als ein mächtiges Organ zur Aus-

bildung des Staats- und des bürgerlichen Lebens, und daher höchst wichtig, zumal in jener sich neugestaltenden Zeit. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Ausführung dieses Planes eine Quelle reichen Gewinnes für ihn würde geworden seyn; und als Vater fühlte er sich doppelt verpflichtet, auch hierauf große Rücksicht zu nehmen. Aber in Kurzem gewann die Poesie wieder die Oberhand in ihm. Ein bestimmtes Geschäft, das ihn dieser entfremden mußte, dünkte ihm gegen seine Natur; und Herr v. Cotta führte den Plan in der Allgemeinen Zeitung, die sich immer vor allen andern Blättern der Art ausgezeichnet hat, ohne Schiller aus, aber stets bewies er bei dem glücklichen Fortgang des Unternehmens dem ersten Stifter desselben die reinste Anerkennung.

Schiller besuchte während seines Aufenthalts in Schwaben auch seinen treuen Freund und ehemaligen Lehrer Abel in Tübingen. Dieser wie seine Freunde in Stuttgart wünschten nichts mehr, als ihm im Vaterlande eine würdige

Lauf-

Laufbahn eröffnet zu sehen. Die schöne Natur, der milde Himmel Schwabens und vor Allem die warmen Herzen seiner Freunde zogen ihn sehr an. Alle Umstände lagen günstig, und die entschiednen Anträge, die in der Folge gemacht wurden, zeigten, wie ernstlich seine Freunde gewirkt hatten, ihn seinem Vaterlande wiederzugeben. Die große Anhänglichkeit meiner Schwester an ihre Familie und Freunde, ihre Vorliebe für die Weimarischen Verhältnisse, und den geselligen Ton in Sachsen waren ein großes Motiv, Schillern in Jena fest zu halten, denn immer nahm er die zarteste Rücksicht auf ihre Zufriedenheit.

Bei einem längeren Aufenthalte Schillers in Stuttgart modellirte Dannecker Schillers Büste, und der Umgang mit diesem ihm so werthen genialen Jugendfreunde erweckte in ihm ein großes Interesse für die bildende Kunst; er zählte die Stunden, die er mit Dannecker zubrachte, unter die genußreichsten des Stuttgarter Aufenthaltes. Ich gedenke immer mit

Rührung des Augenblicks, wo Dannecker, als er die letzte Hand an die Büste gelegt, zu mir ins Nebenzimmer trat; Thränen standen in seinen Augen, und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe!“ Wie spricht sich das Gefühl des ächten Genius, der immer ein höheres Ideal auch seiner vollkommensten Werke in sich trägt, so schön in diesen Worten aus! Dannecker führte sein Modell in Marmor aus. In Hinsicht auf treue, geistige Aehnlichkeit und zarte Ausführung ist diese Büste, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, ein wahres Kunstwerk, den besten dieser Art an die Seite zu setzen.

Dritter Abschnitt.

Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von dem entworfenen und nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die Alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beschlossen. Die Thalia war mit dem Jahrgange 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift eröffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladungen zur Theilnahme erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Als Schiller wieder in Jena eintraf, hatte es an Reiz für ihn gewonnen, da Wilhelm von Humboldt mit seiner Frau sich jetzt dort aufhielten. Im lebendigsten Ideenwechsel, in vertrauter Freundschaft wurde ihm das Leben anmuthiger und reich an tausendfältigen Blüthen des Geistes. Alle Abende verstrichen den Freunden unter philosophischen und ästhetischen Gesprächen, die sich oft bis spät in die Nacht hineinzogen. Einen Begriff des vielumfassenden Reichthums dieser Unterhaltungen gibt der Briefwechsel, der diesen Blättern folgen soll.

In diese Zeit fällt auch der Anfang des schönen und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der beiden den Werth des Lebens erhöhte. Auf die Einladung zur Theilnahme an den Horen besuchte Goethe Schillern in Jena, und in einem Gespräche entstand die Annäherung, die wir so lange gewünscht hatten. Es war eine merkwürdige Stunde, über die ein günstiges Geschick den reichsten Segen ausschüttete. Aus

dem vertrauten freundschaftlichen Verkehr solcher Geister mußten die edelsten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen so schönen, aus ächter, reiner Begeisterung für Wahrheit und Schönheit entsprungenen Verein, ein so inniges, neidloses Zusammenstreben nach dem höchsten Ziele dar; und auch als Muster des deutschen Nationalsinns, der das Große und Wesentliche rein zu ergreifen und sich aller kleinlichen Beziehungen zu entschlagen vermag, kann dieses Verhältniß gelten, dem in einer vieljährigen Correspondenz die gediegenste, schönste Darstellung wurde.

Goethens freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schillers Lebensweise verdankten wir es auch, daß dieser wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann, und sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ. Die Freude an der Unterhaltung mit Goethe bewog ihn jetzt öfter zu einem wohlthätigen Ausfluge nach Wei-

mar; und die anmuthige scherzhafte Weise, mit der der Freund den Eigenheiten des krankhaften Zustandes bald auswich, bald nachgab, diente oft, diesen zu beseitigen, oder zu mildern.

Schiller schrieb über das glückliche Ereigniß dieser nähern Bekanntschaft im Sommer 1794 seinem Freunde Körner:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben

diese ausgestreuten Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. —

Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen, und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. —

Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig, und doch so ganz verschie-

dene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden.“

Mit dem folgenden Jahre 1795, beginnt bei Schiller eine neue Periode der poetischen Fruchtbarkeit. So sehr ihn auch die neue Zeitschrift beschäftigte, so entstanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufgenommen wurden, dessen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten, oder das Ideal und das Leben, die Elegie, oder der Spaziergang, und die Ideale waren Producte dieses Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke.

„Mir däucht,“ schrieb er darüber, „das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dieß ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem.“

Ueber die Ideale findet sich folgende Aeußerung von ihm:

„Dieß Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzens, die kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch.“

„Das Reich der Schatten,“ schreibt er ferner, „ist, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, so bald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle

schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich), die sentimentalische hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Hercules mit der Hebe würde der Inhalt meiner

Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten; denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Hercules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben.

Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie seyn, und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Komödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit: der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Komödie ist dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (diese

als ein eignes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.

Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden.

Fragen Sie mich aber nach Nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

Unter den ausgezeichneten Männern, die Schiller zur Theilnahme an den Horen einlud, war auch Kant. Dieser antwortete in folgendem Briefe:

Königsberg, den 30 März, 1795.

Hochzuverehrender Herr!

Die Bekanntschaft und das literärische Verkehr mit einem gelehrten und talentvollen Mann wie Sie, theuerster Freund, anzutreten und zu cultiviren, kann mir nicht anders als sehr erwünscht seyn. — Ihr im vorigen Sommer mitgetheilter Plan zu einer Zeitschrift ist mir, wie auch nur kürzlich die zwei ersten Monatsstücke, richtig zu Handen gekommen. — Die Briefe über die ästhetische Menschenerziehung finde ich vortrefflich und werde sie studiren, um

Ihnen meine Gedanken hierüber dereinst mittheilen zu können. — Die im zweiten Monatsstück enthaltene Abhandlung über den Geschlechtsunterschied in der organischen Natur kann ich mir, so ein guter Kopf mir auch der Verfasser zu seyn scheint, doch nicht enträthseln. Einmal hatte die A. L. Z. sich über einen Gedanken in den Briefen des Herrn Hube aus Thorn (die Naturlehre betreffend), von einer ähnlichen, durch die ganze Natur gehenden Verwandtschaft mit scharfem Tadel (als über Schwärmerei) aufgehalten. Etwas dergleichen läuft einem zwar bisweilen durch den Kopf, aber man weiß nichts daraus zu machen. So ist mir nämlich die Natureinrichtung: daß alle Besamung in beiden organischen Reichen zwei Geschlechter bedarf, um ihre Art fortzupflanzen, jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen, weil man doch die Vorsehung hierbei nicht, als ob sie diese Ordnung gleichsam spielend, der Abwechslung halber, beliebt habe,

annehmen wird, sondern Ursache hat, zu glauben, daß sie nicht anders möglich sey, welches eine Aussicht ins Unabsehliche eröffnet, woraus man aber schlechterdings nichts machen kann, so wenig wie aus dem, was Miltons Engel dem Adam von der Schöpfung erzählt: „Männliches Licht entfernter Sonnen vermischt sich mit weiblichem zu unbekannten Endzwecken.“ — Ich besorge, daß es Ihrer M. S. Abbruch thun dürfte, daß die Verfasser darin ihre Namen nicht unterzeichnen, und sich dadurch für ihre gewagten Meinungen verantwortlich machen; denn dieser Umstand interessirt das lesende Publicum gar sehr.

Für dieß Geschenk sage ich also meinen ergebensten Dank; was aber meinen geringen Beitrag zu diesem Ihrem Geschenk fürs Publicum betrifft, so muß ich mir einen etwas langen Aufschub erbitten, weil, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen sind, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeit-

punct, andere, die große Lesewelt interessirende Artikel gibt, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit lang beobachten muß, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.

Herrn Professor Fichte bitte ich ergebenst meinen Gruß und meinen Dank für die verschiedenen mir zugeschickten Werke von seiner Hand abzustatten. Ich würde dieses selbst gethan haben, wenn mich nicht, bei der Mannichfaltigkeit der noch auf mir liegenden Arbeiten, die Ungemächlichkeit des Altwerdens drückte, welche denn doch nichts mehr als meinen Aufschub rechtfertigen soll. — Den Herren Schütz und Hufeland bitte gleichfalls gelegentlich meine Empfehlung zu machen.

Und nun, theuerster Mann! wünsche ich Ihren Talenten und guten Absichten angemessene Kräfte, Gesundheit und Lebensdauer, die Freundschaft mit eingerechnet, mit der Sie den beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung ist Ihr ergebenster treuer Diener

J. Kant.

Auch

Auch durch den Musenalmanach, den Schiller im Jahre 1795 herausgab, erblühte ein reges Leben in der Poesie. Viel Bedeutendes entstand, und freute sich unter dieser Aegide seiner Erscheinung. Es war merkwürdig und gewährte oft eine heitere Unterhaltung, Talente und Stimmungen aus allen Ecken Deutschlands in den eingesendeten Producten kennen zu lernen.

Herders Antheil an den Horen und Almanachen und dessen offnes freundschaftliches Verhältniß zu Schiller stellen folgende Briefe, die wir aus mehrern andern wählten, dar, jede Mittheilung dieses edlen Geistes ist der Aufbewahrung werth.

„Die Mittheilung Ihrer Gedichte wird mich sehr erfreuen; wie ich denn auch auf Ihr Urtheil über die Stanzen begierig bin, es falle aus, wie es wolle. Sie können diese Gattung nicht mehr lieben, als ich sie in Italien geliebt habe. Nichts als Sonnetti und ottave rime klangen in meinem Ohr; reine, regel-

mäßige Stanzen werden uns aber im Deutschen sehr schwer, und mich dünkt, sie müssen regelmäßig seyn; sonst geht der Zweck der Stanze, die wie eine Glocke forttönen soll, verloren.

Leben Sie aufs schönste wohl. Mein Homer kömmt bald zu Ihnen. Vale cum tua.

Den 12 August.

H.

Aber was trauen Sie mir über den Reim zu? Ich ein Feind desselben? Ich hätte Angriffe auf ihn gethan? Da ich mir einbilde, nicht etwa nur Ariost und alle italienischen Dichter (Reimer), sondern auch jede Gattung Reimgedichte mit einer Liebe genannt und charakterisirt zu haben, in der mich Niemand übertreffen sollte. Bis in die Mönchspoesie geht diese meine Liebe zum Reim, dem ich nachlaufe, der mir oft Tage lang nicht aus dem Ohr kommt! — Mein Thema gab mir nur auf, dem Unterschiede der alten und neuen

Poesie in seinen Quellen nachzuforschen; und da suchte ich insonderheit einige Quellen schärfer zu bezeichnen, als man, schlendernd durch die Geschichte, gewöhnlich thut. In den 6. Th. der zerstreuten Blätter sollen „Jugendreime" nach Herzenslust kommen, in mehreren Gattungen und Arten: Proben, wie artig ich einst gereimt habe. — Also kündigen Sie mir keinen Krieg an. — Ihre Reime zumal! Bei Ihnen spinnen sich wie Seiden- und Gold fäden Reim' und Gedanken, wie eben diese Klage der Ceres zeiget.

Für Ihre Gedichte sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Sie haben mich mit ihnen nicht nur überrascht, sondern mit Freude und Gedanken recht überströmt. Ihre Muse arbeitet so glücklich, daß man zuweilen erschrickt, so tiefe, hohe und wiederum so zarte Gedanken und Empfindungen dergestalt tief und wunderbar-glücklich der Sprache eingegraben zu sehen. Oft kommen sie wie ein gewaffnetes Kriegsheer; zu andrer Zeit schweben sie wie Genien vorüber.

In der Würde der Frauen ist Einiges schön geändert. Der Abend ist sehr schön. Unter den Epigrammen sind Columbus, die Dichter der alten und neuen Welt, Archimed, Carthago, das Kind, der beste Staat, Ausgang aus dem Leben, der Metaphysiker, Proselytenmacher, Kaufmann, Ritter, Schüler, jedes in seiner Art, vortrefflich; um den Odysseus habe ich Sie der Simplicität wegen beneidet. Auch die Stanzen sind schön. — Ueber einige Epigramme erlauben Sie mir eine kleine Anmerkung.

Im Dichter der alten und neuen Welt sind die zwei letzten Verse etwas zu künstlich verschränkt. Könnten sie nicht etwas natürlicher dastehen, zumal da eine Parenthese vorangeht? Der Gedanke ist leider so wahr und treffend.

Bei Archimed scandiren Sie Syrakus, welches durchaus nicht angeht. Syrakūs (⏑⏑—) heißt's, und das us ist doppelt lang, nicht

bloß des griechischen Diphthongs und der entschiedenen Aussprache, sondern selbst des abgeschnittenen Syracus*ae* wegen; daher ich beim ersten Vers anfangs wirklich glaubte, daß ein Fuß zu viel sey. Das Epigramm hört vor den zwei letzten Versen auf; und das letzte Bild oder Gleichniß kömmt unerwartet und gleichsam zu viel, insonderheit da das doppelsinnige Früchte zu einem ganz fremden Bilde führt. —

In Schön und Erhaben scheint mir die Darstellung den vortrefflichen Sinn nicht zu erschöpfen. Steht der erhabene Genius nur am Grabe, uns hinüber zu tragen, so gehet er dem schönen nicht während des Lebens hülfreich zur Seite. Und wir bedürfen sein im Leben vielleicht mehr als zuletzt. Sie werden die Idee viel schöner, energischer wenden.

In Zenith und Nadir steht der mathematische Begriff entgegen, der eine eiserne Festigkeit äußerer Bestimmung mit sich führet.

Wo ich auch sey, durch die beiden Punkte bin ich ans Weltall angespießt, wie der Hase am Spieß; da gilt es nicht mehr laufen; da kann weder Wille noch That sich richten oder bewegen. Ich werde begraben.

Die Elegie ist eine Welt von Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Scenen der Welt und Menschheit. Wenn sie gedruckt ist, soll sie mir eine Landcharte seyn, die ich an die Wand schlage. Der Faden, der durchs Labyrinth führet, ist zwar sehr leise gezogen, man kommt indessen doch mit ihm durch. Die Verse sind sehr gut gearbeitet, und die Sprache ist ungeheuer glücklich. Die wildesten Stellen sind bis zum Erschüttern wahr, und so neu gesagt! — Die Vollendung solcher Stücke muß Ihnen viel Freude bringen.

Auch für die neuen Stücke in den Horen muß ich Ihnen besonders noch danken. Der philosophische Egoist, Weisheit und Klugheit, insonderheit Natur und Schule enthalten treffliche Gedanken, und das Bild

zu Sais thut mir jetzt ganz Genüge. Ueberhaupt, dünkt mich, geht mit diesem Stück der Horen eine andre Hora an. Auch Schwarzburg ist ein schönes Stück, voll Wohlklang und glücklicher Bilder. Schade, daß ihm eine etwas lichtere Auszeichnung des fortstrebenden Plans fehlet. Einige der andern Stücke habe ich noch nicht gelesen.

Hier ist ein Manuscript, dem ich im November eine Stelle wünschte. Darf ich auch im December zu einem nicht eben zu langen Stücke eine in Anspruch nehmen? Der Inhalt ist von der Art, daß ich ihn noch gern in dieses Jahr, in sein letztes Stück wünschte; auch der Abwechslung wegen. Ich schicke es bald hinüber. — Leben Sie wohl, und nehmen nochmals von mir und meiner Frau den wärmsten Dank an für das Vergnügen und die hohe Freude, die uns Ihre Stücke gewährt haben. Dem holden und lieben Wesen an Ihrer Seite die schönste Empfehlung.

W. den 10 Oct. 1795. H.

Dank Ihnen für Ihre schöne und reiche Abhandlung. Sie hat mir und den beiden Frauen, denen ich sie vorlas (Frau von Stein und meiner Frau) unsägliches Vergnügen gemacht. Gedruckt, wollen wir sie noch einmal zusammen lesen. — Ihr Grundsatz ist so groß und so wahr, die Entwicklung führt so hoch und so tief; sie tröstet und gibt Muth; sie belebt die Schöpfung umher und strahlt ihr Bild in uns zu dem Zwek, der uns obliegt, so lieblich, daß Viele, Viele Ihnen danken werden. Dabei ist sie so schön und beredt geschrieben, daß wenige Worte (die verzwickten Zusammensetzungen der Kantischen Philosophie, Erinnerungsinteresse und dergl.) ausgenommen, sie eine sehr edle Präcision und bei einer schneidenden Schärfe eine wohlthätige Gutmüthigkeit charakterisiret. —

Ich habe nur wenige Striche gemacht. Zuerst haben Sie unsre Theilnahme an der Kunst und Natur, auch als moralisch betrachtet, etwas zu wehmüthig, wie mich dünkt, an=

gegeben. Diese Wehmuth mischt sich bei, ist aber nicht Hauptempfindung.

Zweitens. Die Antwort des Wilden war: warum schlägt Gott den Teufel nicht todt? — Dieß ist der Hauptzug des Naiven. Der Missionär hatte ihm von der Allmacht Gottes, daß er den Teufel geschaffen, daß dieser ihm jetzt so viel Possen mache, und unaufhörlich das Spiel, auch durch seinen Sohn gespielt, verderbe, gesprochen; darauf fragt der Wilde —

Drittens. Der Griechen minderes Gefühl an der Natur wäre in Ausdrücken auch ein wenig zu mildern. —

Doch davon wäre mehr zu sagen. Vollenden Sie nur hübsch Ihre Abhandlung; und wenn Sie es erlauben, schreibe ich einen Brief an Sie über diese Abhandlung. So kommt in die Horen doch auch einige Bewegung.

Sollte Lady Macbeth ins Naive gehören? Der schwerste Stein drückt sie — sie muß reden.

Verzeihen Sie, und brauchen die paar Anmerkungen nach Belieben. Am Ganzen

habe ich so wenig auszusetzen, daß ich vielmehr äußerst befriedigt bin und danke.

Leben Sie schönstens wohl. Meine Frau empfiehlt sich Ihrer Frau Gemahlin und der Frau von Lengefeld ergebenst. Nochmals mein gratias.

Den 21 Oct. 1795.

H.

Welchen Antheil der Coadjutor von Dalberg an dem Unternehmen und Fortgange der Horen nahm, zeigen folgende Briefe. Ohne Rücksicht auf die Zeit, in der sie geschrieben wurden, wie sie durch Geist und Empfindung verbunden sind, theilen wir dieselben mit, als ein Zeugniß des höhern Geisteslebens dieses seltnen Mannes, das sich bei allem Drange der Geschäfte und unter allen Stürmen des Geschickes gleich blieb.

Hochwohlgeborner Herr!

In Ihrem Reich der Schatten wohnen die guten Menschen in den besten Augen=

blicken des Lebens; aber Schillers hoher Genius ist der erste, der dieses Reich mit ätherischen Farben malte. Das Gemälde vom Tanz ist reiner Ausdruck desjenigen, was ich oft als Zuschauer lebhafter Reihen empfand, Natur und Schule ist eben so zart empfunden, als tief gedacht und höchst lehrreich. Diese schönen Blumen Ihrer Dichtkunst haben mich herzlich erfreut.

In meinem beiliegenden Aufsatze ist guter Wille das Beste. Ich bitte Ihre fürtreffliche Gemahlin von meiner aufrichtigen Verehrung zu versichern.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster Diener

Erfurt den 5 April 1795.

Dalberg.

Hochgeehrtester Herr!

Die Elegie im zehnten Stück ist höchst malerisch, rührend und geistvoll. Wohl dünkte mir, sie ersteige allmählich die Höhen des lyri-

schen Gesangs, der in gedrängtem Blick das Unermeßliche darbietet, und dann den rauschenden Strom über Klippen und Felsen herabstürzt; aber bald lenkte der sanftere Pfad wieder in das mildere begränzte Thal der Elegie zurück.

Würdiger, fürtrefflicher Mann! Vertrauter der geistigen Schönheit! Lassen Sie sich durch kalten geschmacklosen Tadel nicht irre machen! Folgen Sie den himmlischen Eingebungen Ihrer Muse, so oft Sie, wie bisher, mit Wahrheit und Tugend so schön harmonirt. Kenner und Nachwelt werden es Ihnen danken.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster aufrichtiger Diener

Erfurt den 12 Novbr. 1795.

Dalberg, C.

Hochwohlgeborner,

Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Bei meiner Rückkunft nach langer sorgenvoller Abwesenheit fand ich hier in Ihren Ge-

schenken wahre Stärkung des Geistes. In der jährlichen Blumenlese sind manche herrliche Stücke. Was nun die Fehden anlangt, so bin ich aus Neigung und Beruf ein Freund des Friedens; doch denk' ich auch, daß es eben nicht übel ist, den Parnaß unsrer Zeiten zu reinigen; und wenn Mancher sich durch Laune und vielleicht etwas Muthwillen mißhandelt fühlt, so wird er sich wahren. Wäre der andere Krieg, der so viel Menschenblut kostet, doch nicht von schlimmern Folgen! Daß so Viele mit mir in Schwaben, Franken und am Rheinstrome unglaublich Vieles verloren haben, will ich nicht erwähnen; aber Gräuelthaten, Verstimmung, Entweihung der Menschheit! so mancher Anblick in Schwaben und Franken auf meiner Durchreise! Doch darf der wahre Muth niemals wanken; um so kraftvoller und lauterer müssen Freunde der Tugend und Wahrheit bei jeder Gelegenheit handeln und sprechen! Am Ende bleibt dasjenige wahr, was Sie, fürtrefflicher Mann! in Ihren

Idealen so schön gesagt haben. Der Fleiß der Rechtschaffnen wirkt langsam, aber sicher, und Freundschaft ist lindernder Trost. Nur dann wünsch' ich mir ein besseres Schicksal, wenn ich hoffe, dereinst meinen Freunden zu dienen.

Ich bin mit ausnehmender Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener und aufrichtiger Freund.

Erfurt den 6 Novbr. 1796.

Dalberg, C.

Hochwohlgeborner,

Hochgeehrtester Herr!

Meine Abreise war Ursache, daß ich die Danksagung verzögert habe, für die Freude, so die Abhandlung über den Nutzen ästhetischer Sitten in mir erregt hat. Einseitige, trockene Metaphysiker wollen nicht begreifen, daß die stolze Vernunft eben so wohl als das sanft und edel empfindende Herz, eben so wohl als der kräftig ausführende Wille einem höchsten all=

umfassenden Gesetz unterworfen ist, dem Gesetz nämlich der möglichsten Vollkommenheit. Die Befolgung dieses Gesetzes bestehet in der harmonischen Eintracht zwischen der denkenden Vernunft, dem empfindenden Herzen und dem ausführenden Willen. Dieses Gesetz gibt der menschlichen Seele die Vorschrift: „Sey einig mit dir selbst, mithin folge dein Wille den unwandelbaren Wahrheiten, die deine Vernunft erkennt. Aber dein Wille erfülle auch alle diejenigen Wünsche des Herzens, die rein sind, und mit den Vorschriften der Vernunft nicht in Widerspruch stehen. Der finstre, sich selbst quälende, sich unschuldige Freuden versagende Grübler ist eben sowohl auf einem (obgleich verschiednen) Abwege vom höchsten Gesetz harmonischer Vollkommenheit, als der unbesonnene Schwelger. Wäre es mir doch gegeben, diese tiefempfundene Wahrheit mit Schillerischem Geist und Anmuth darzustellen! Sie ist Schlußstein aller menschlichen Weisheit!

Ihre seltenschöne Freundschaftsverbindung

mit Goethen, gereicht beiden zum höchsten Beweis reiner und erhabener Gesinnungen.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener

Auf der Reise nach Mörsburg und Constanz den 11 Mai 1796.

Dalberg.

Hochwohlgeborner Herr!

Gewiß ist jede Darstellung (der Verhältnisse, die zwischen Menschen, wie Sie sind, und der möglichst reinen Vernunft bestehen) entweder satyrisch oder idyllisch, oder elegisch! Nun öffnet sich meinem Blick ein unermeßliches Feld. Alle Kunstwerke erscheinen mir in lichtvoller Ordnung. Ich habe einen sichern Prüfstein des Zweckmäßigen, und diesen dank' ich dem edlen, fürtrefflichen Manne, der tiefeindringenden Scharfsinn und allumfassenden Blick mit dem erhabensten, zartesten Schönheitsgefühle vereinigt. Nun bitte ich zu prüfen, ob folgende Vorschrift allgemein wahr ist: Der

Schrift-

Schriftsteller, der Redner und Künstler stelle deutlich, kurz und bestimmt den Grundsatz der reinen Vernunft auf, der die Richtschnur desjenigen Stoffs ist, den er bearbeitet; er male das Wirkliche, Reinste, Selbstständige, das in seinem Stoff liegt, mit den glühendsten, lebhaftesten Farben aus, und überlasse dem Leser, Zuhörer, Anschauer die logischen Verbindungen und diejenigen Verstandesbegriffe selbst zu finden, in welchen der Schluß des Syllogismus, der Zusammenhang zwischen dem Allgemeinen der reinen Vernunft und dem Einzelnen des Sinnlichen bestehet — so erkläre ich mir, was Voltaire so richtig sagt: le secret d'ennuyer est celui de tout dire. Der Genuß des Lesers, Zuhörers, Anschauers bestehet im Bewußtseyn eigner, durch das Kunstwerk geweckter und nun selbst angewandter Kräfte! — und so, dünkt mir, gefallen Dichter, Redner und Künstler. — Zweitens, dünkt mir, kann jede Ausführung am besten satyrisch anfangen, elegisch fortgehen, idyllisch enden. So ist der

Gang des Menschen; er fühlt Widerspruch, kämpft für Tugend und Wahrheit, und wird durch sie beruhigt. Freilich ist jedem Stoff ein Hauptcharakter eigen, der herrschend ist, aber das Wesentliche sollte doch in jedem Ganzen wenigstens als Schatten der Satyre, als Mitteltinte der Elegie, als Licht der Idylle durchschimmern; sonst hat das Bild keine Haltung.

Das Alles unterwerf' ich Ihren tiefen Einsichten, und bin mit vollkommener Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener

Erfurt den 16. 1796.

Dalberg.

Im Jahre 1794 hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen und aus der Weise, wie er sich damals über poetische Erzeugnisse äußerte, wird die Strenge begreiflich, mit der er seine früheren Producte behandelte. In einem Briefe, den er in jenem Jahre an Körner schrieb, findet sich folgende Stelle:

„Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist

mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinn des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Der belebende Einfluß, den in solchen Momenten der Muthlosigkeit, die wohl größtentheils aus physischem Uebelbefinden entsprang, von Goethe auf Schiller geübt ward, spricht sich in der Correspondenz, die wir in der Hand

jedes an literarische Bildung Anspruch machenden Deutschen vermuthen dürfen, hinlänglich aus. Was Einer dem Andern war und schuldig ist, das erkannten diese edlen Geister, und sie gestehen es einander aufrichtig und dankbar.

Die ästhetischen Studien wurden durch beider Freunde gleich hohen Sinn beseelt, Dichtungen aller Art gediehen in der belebenden Wärme der Freundschaft; sie beide empfingen

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit;

und ihrer eng verflochtenen Thätigkeit verdankt das Vaterland unsterbliche Werke, die schönsten Blüthen im Gebiete seiner Kunst.

„Das Trauerspiel,“ sagt Körner, „war ndessen die Heimath, zu der Schiller aus jeder Stimmung bald wieder zurückkehrte.

Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Malta, hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chores erwartete. Von diesem Stück — den Rittern von Malta — findet sich der Plan in

Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals nur aufgeschoben, da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied."

„Ich sehe mich," schrieb er damals, „auf einem guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dieß ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen könnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Charakter der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergl. —

ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch=großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebens=Princip hat. Vordem habe ich, wie ein Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen.

Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht.

Daß Sie mich auf diesem neuen und mir

nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Angenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern nur unter einem

höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Acht Monate später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Es ist mir fast Alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden. —

Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so

wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß

objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus ihrer Zeit, ihrem Local, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigne Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begränzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre."

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde,

vergingen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber inmittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Xenien. Die Geschichte dieses Products kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethens Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth, im Gefühl einer vorher kaum geahneten Kraft, war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bei einem solchen Product bloß in einer gewissen Gränzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen

sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern."

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte.

Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des „Meisters“ Goethen eine starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter dem Namen Xenien nach.“

Es mag seyn, daß bei diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Producte — denn hierüber war Niemand scharfsichtiger als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freimüthigen Urtheilen auf — sondern weil

ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehreren Seiten aufgenommen wurde. Dieß war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beistand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Im Frühling des Jahres 1796 wurde Schiller durch die traurige Lage seiner Familie auf der Solitude in große Angst versetzt. Ein epidemisches Fieber, welches in dem österreichischen Lazareth wüthete, hatte die jüngste Tochter ergriffen, und in der Blüthe der Ju-

gend hinweggerafft. Sie war ein holdes Mädchen, voll Verstandes und glühender Phantasie. Der Wunsch, ihres Bruders Trauerspiele darzustellen, hatte sie so leidenschaftlich ergriffen, daß ich selbst Schillern bat, diesem nachzugeben, ihr Talent zu prüfen, und, wenn es wirklich etwas Außerordentliches verspräche, sie diese Laufbahn ergreifen zu lassen. Ob er gleich dem Schauspielerleben sehr abgeneigt war, so konnte doch, bei den damaligen Verhältnissen in Weimar, manche Klippe dieses Standes vermieden werden. Er versprach mir, die Sache zu bedenken; und so hatte ich die Freude, die letzten Lebensmonate dieses guten Kindes mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche zu erheitern. Auch der Vater wurde, bei sonst schon bedenklichem körperlichem Zustande von demselben Fieber, das die Tochter hinweggerafft, ergriffen, und bald darauf die zweite Tochter, Louise. Allein stand die arme Mutter. Der Gedanke, in einer so schrecklichen Lage den Seinen nicht beistehn zu können, war

Schillern höchst schmerzlich, seine Angst und Sorge groß. Folgende Briefe an die gute Schwester Reinwald in Meinungen, deren Herz seinen Wünschen gleich entgegen kam, schildern den ganzen Zustand und sein Gefühl am wahrsten:

Jena den 25 April 1796.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Louise ernstlich krank geworden, und unsere arme liebe Mutter alles Trostes beraubt ist. Verschlimmerte es sich mit der Louise, oder gar auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst du es möglich machen, glaubst du, daß deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, so lange hierher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde.

Ueberlege, meine liebe Schwester, daß

Eltern

Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hülfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war! ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten, oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die sich bisher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter so vielen Leiden zusammen stürzen muß. — Ich kenne dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtschaffenheit meines Schwagers. Beide werden euch lehren, besser als ich, was unter diesen Umständen nöthig ist. Grüße ihn herzlich. Dein treuer Bruder Schiller.

Jena den 6 Mai 1796.

Zu meinem großen Trost, liebste Schwester, erfahre ich heut durch deinen Mann, daß du die Reise zu unsern lieben Eltern wirklich angetreten hast. Der Himmel segne dich für diesen Beweis deiner kindlichen Liebe, und lasse uns Alle die erwarteten guten Folgen davon ernten. Seitdem ich dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schwester denken. Ich habe nicht nöthig, dir erst zu empfehlen, was unter diesen Umständen zu thun ist; nur um das Einzige bitte ich dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maßregel zu ihrer Gesundheit versäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Kosten davon mit Freuden tragen will. Was also etwa an Geld nöthig, kannst du dir von Cotta in Tübingen auszahlen lassen. Ich werde deinem Mann für seine Einwilligung zu deiner Abreise herzlich danken.

Und nun, liebste Schwester, bitte ich dich inständig um recht baldige und ausführliche Nachrichten von dem Zustand der lieben Unsrigen. Grüße sie alle tausend, tausendmal. Ich umarme dich. Dein treuer Bruder

Schiller.

An Hofrath Reinwald.

Jena, den 6 Mai 1796.

Herzlich umarme ich dich, mein lieber Bruder, für deine Bereitwilligkeit, deine Frau nach der Solitude reisen zu lassen. Sie dort zu wissen, nimmt mir eine schwere Last von der Seele; das ist eine Liebe, für die ich dir nie genug danken kann. Möchten es deine Angelegenheiten nur einigermaßen erlauben, daß du auf eine Zeit lang hier wärest, wir wollten dich über die Abwesenheit deiner Frau aufs beste zu trösten suchen.

Heute nichts mehr, da die Post den Au=

genblick abgehen will. Das Uebrige bald. Lebe wohl. Dein treuer Bruder

Schiller.

Jena, den 9 Mai 1796.

Liebste Schwester!

Cotta wird dir nun, wie ich hoffe, meinen Brief überschickt haben. Zwei andere an die liebe Mutter sind einige Posttage vorher abgegangen, die hoffentlich alle richtig angekommen sind. Es gereicht mir zu großem Trost in diesen traurigen Umständen, dich, liebe Schwester, den Unsrigen zur Stütze dort zu wissen, und ich hoffe in kurzer Zeit von dir zu hören, daß das Schlimmste überstanden ist.

Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgestanden, und mit welcher Geduld und Stärke hat sie es ertragen! Wie rührte mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, sie nicht

unmittelbar trösten und beruhigen zu können! Wär'st du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich — so allein, ohne den Beistand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlassen! Ich darf nicht daran denken. Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan, und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient! Du wirst sie trösten, liebe Schwester, und mich wirst du herzlich bereit finden zu Allem, wozu du mich auffordern wirst. Unterlasse ja nicht, mir so fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um Alle steht, und denke auch nicht so bald darauf, sie zu verlassen. Reinwald wollen wir schon beruhigen.

Meine Lotte grüßt dich herzlich, und nimmt den innigsten Antheil an euren Leiden. Der Brief meiner lieben Mutter hat sie schmerzlich gerührt. Sie ist seit einiger Zeit selbst nicht wohl, und erst heute haben wir Gewißheit, daß sie sich in andern Umständen befindet.

Sie ist schon am Ende des siebenten Monats der Schwangerschaft. Karl ist gesund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unserer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Gewiß würde das ihren Kummer in Etwas lindern.

Grüße die lieben Eltern aufs herzlichste, und sag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt. Der guten Louise schenke Gott bald ihre Gesundheit wieder. Bring' ihr meinen brüderlichen Gruß. Ich umarme dich herzlich, liebste Schwester. Dein treuer Bruder

Schiller.

An Hofrath Reinwald.

Jena, den 19 Sept. 1796.

Du erhältst hier Nachricht, lieber Bruder, von der Auflösung des guten Vaters, die, so sehr sie auch erwartet, ja gewünscht werden mußte, uns Alle aufs tiefste betrübt. Der Be=

schluß eines so langen und dabei so thätigen Lebens ist selbst bei den Gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenstand: wie muß er es denjenigen seyn, die er so nahe angeht; ich muß mich des Nachdenkens über diesen schmerzlichen Verlust mit Gewalt entschlagen, weil ich die lieben Unsrigen aufzurichten habe. Es ist ein großer Trost für deine Frau, daß sie ihre kindliche Pflicht noch bis an das Sterbelager des guten Vaters hat erstrecken und erfüllen können. Nie würde sie sich darüber getröstet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreise gestorben wäre.

Du begreifst, daß sie in den ersten Tagen der schmerzlichen Trennung, wo noch so viele unangenehme Ereignisse auf die gute Mutter einstürmen, nicht abreisen konnte, wenn auch die Post im Gange wäre. Aber diese stockt noch immer, und wir müssen erst die Kriegsereignisse auf der fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Gränze abwarten. Wie sehr diese Abwesenheit deiner Frau dich drücken muß,

fühle ich mit dir; aber wer kann gegen eine solche Kette unvermeidlicher Schicksale! Leider verflicht sich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unsre Privatbegebenheiten auf die fatalste Weise.

Deine Frau sehnt sich von Herzen nach Hause, und sie verdient nur desto mehr unsre Achtung, daß sie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Interesse, sich nur durch die Vorstellung ihrer kindlichen Pflichten leiten ließ. Jetzt aber säumt sie gewiß keine Stunde länger, sich auf die Rückreise zu machen, sobald es nur ohne Gefahr und möglicher Weise geschehen kann.

Tröste sie doch, wenn du ihr schreibst; es bekümmert sie, dich verlassen zu wissen, und dir nicht helfen zu können.

Lebe recht wohl, lieber Bruder. Der Deinige

Schiller.

Es gereichte Schillern immerwährend zum Trost, daß durch die gute Schwester alles Mögliche für die Seinen geschehen war. Ihre besonnene, treue Pflege des Vaters bis zum letzten Athemzuge, die Geistesgegenwart, mit der sie ihn und das Haus bei einem Ueberfalle der Franzosen so viel als möglich schützte, band ihn mit inniger Dankbarkeit und Achtung an sie. Für die Mutter wurde in Leonberg eine Einrichtung getroffen, und die Schwester Louise verheirathete sich mit dem Pfarrer Franke in Möckmühl.

Ein Besuch seines Freundes Körner und die Geburt seines zweiten Sohnes waren für Schiller Lichtblicke in dieser düstern, sorgenvollen Zeit.

Seit dem August dieses Jahres vergönnte auch mir ein günstiges Geschick wieder in Schillers Nähe zu leben. Wilhelm von Wolzogen, der treue Jugendfreund, war bei einem Aufenthalte des Herzogs Carl von Würtemberg

in Paris von dem Studium der Architektur zu diplomatischen Geschäften übergegangen. Als Legationsrath bei der Gesandtschaft angestellt, führte er während der Abwesenheit des Gesandten, Freiherrn von Ringer, die Geschäfte. Während der schrecklichsten Periode der Revolution, der des Terrorismus und der Hinrichtung des Königs, bewohnte er das Hotel des Gesandten, und durch Muth und Gewandtheit entging er den Gräueln in Paris, wo täglich schuldlose Opfer fielen. Bei der Rückkehr nach Stuttgart erwartete er eine andere Anstellung, da er die Geschäfte zur vollen Zufriedenheit des Herzogs Carl geführt hatte, und auch der diesem folgende Regent ihm geneigt war. In der herzlichsten Zuneigung und Freundschaft bat er mich, mein Schicksal an das seinige zu knüpfen. Es geschah. Wir waren nach Bauerbach gereist, als das französische Heer Schwaben überschwemmte und nach Franken vordrang. Meinungen und unser stilles Thal wurden bedroht; wir gingen nach Rudol-

stadt und Jena, um dem Sturme auszuweichen und die Unsern wieder zu sehen.

Mein Mann wurde nun dem Herzoge von Weimar bekannt, und von ihm als Kammerrath und Kammerherr angestellt. Die Freude über diese so unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß; ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsre Jugendträume gedichtet hatten.

Goethe zeigte sich theilnehmend bei diesem Ereigniß. Das Anschauen des innigen Verhältnisses zwischen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechsel, das offne, heitre Zusammenseyn — dieß Alles bot tausendfältigen Genuß. An Gegenständen der Unterhaltung fehlte es nicht; Goethe sprach gern mit meinem Manne über Architektur; in den Abendstunden entwarf er bei meiner Schwester Mondlandschaften; auch Schiller machte einige Versuche. Indeß entstanden unsterbliche Werke, Wallen-

stein und Hermann und Dorothea. Wie das Ineinanderstrahlen der beiden Dichterseelen auf ihre poetische Kraft und Darstellung wirkte, vermag wohl der Zartempfindende zu ahnen. Im Wallenstein athmen Hauche des Goethe'schen Lebens, und in Hermann und Dorothea weht Schillerscher Geist. Mit Rührung erinnre ich mich, wie uns Goethe, in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen, den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. „So schmilzt man bei seinen eignen Kohlen," sagte er, indem er sich die Augen trocknete.

Die literarischen Händel, die die Horen und Xenien erregten, trübten den guten Humor selten, und dienten im engern Kreise nur zu Uebung in muthwilligen Scherzen. Das entschieden Feindselige hielt sich Schiller im Umgang fern, was er bei seiner eingezogenen Lebensweise leicht konnte. Offen zeigte er seine Abneigung gegen niedrige Seelen und Uebel=

wollende, und ein schöner Kreis des Wohlwollens und der Liebe, der ihn fortwährend umgab, machte ihn jene vergessen.

Fichtens Erscheinung war ihm sehr merkwürdig; aber erst in der Folgezeit, als sich dessen Jenaische Verhältnisse trübten, entstanden lebhaftere Berührungen, da es Schillers Natur mit sich brachte, sich jedes Bedrängten anzunehmen. Schellings tiefer Geist und biedrer offner Charakter war ihm sehr werth; mit ihm und dem vieljährigen philosophischen Freunde Niethammer verbrachte er alle Woche einen heitern Abend bei einer l'Hombre-Partie. Die ältern Freunde blieben immer gleich treugesinnt. Auch unsere Freunde Humboldt kehrten im Herbst, von Berlin, wo sie sich eine Zeit lang aufgehalten, nach Jena zurück, und Alexander von Humboldt gesellte sich ihnen zu. Sein lebhafter Geist, der alle Zweige der Naturwissenschaften mit Genialität ergriff, deutete die Riesenschritte, die er in Erkenntniß der Natur machen würde, schon damals an.

Im Frühling 1797 zog Schiller in seinen vor den Thoren Jena's, in der anmuthigsten Gegend gelegenen Garten. Ein Eigenthum zu besitzen, erfreute ihn sehr; denn Landbesitz dünkte ihm von jeher dem Leben eine Festigkeit und Sicherheit zu geben. Felder, die bis an die äußerste Spitze des nahen Berges sich hinzogen noch zu gewinnen, war eine Lieblingsidee. Das Haus hatte im obern Stock eine weite, herrliche Aussicht; dort las er mir zuerst den Wallenstein vor. Am Ende des Gartens baute er sich ein kleines Haus, wo er ganz ungestört arbeiten wollte. „Ich liebe sehr“ sagte er, „daß die Hauswirthschaft ordentlich geht; aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören.“ In dem kleinen Hause arbeitete er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein. In diesem Garten empfing er den Besuch des Kronprinzen von Bayern. Der hohe, edle Geist des königlichen Jünglings erfreute ihn innig; er ahnete was er für Deutschland, für Wissenschaft und Kunst werden würde, und

ein Band des Antheils und der Liebe knüpfte den Fürsten an den Dichter, das, über dem Grabe des Letztern, der Harfe des jetzigen Königs rührende Töne eines geistigen, treuen Andenkens entlockte.

Im Sommer des Jahres 1797 verließ die uns so werthe Humboldtsche Familie Jena, indem sie eine große Reise antrat. Schiller büßte dadurch einen ihn sehr belebenden Umgang ein. Doch entstand nun eine lebhafte Correspondenz; und von jener Reise sind viele interessante briefliche Nachrichten vorhanden. Besonders ist an Wilhelm von Humboldt der bei jeder Veränderung des Orts und in jeder Lebensperiode immer rege Gedankenverkehr mit seinen Freunden sehr merkwürdig.

„Ein Wetteifer mit Goethe," sagt Körner, „veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erste Balladen. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von dieser Gattung, die Schillern

lieb geworden war, lieferte er in spätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte seltner von ihm erschienen."

Das Bedeutendste aber, was hier erwähnt werden muß, ist, daß Schiller im Jahre 1798 den Wallenstein beendigte. Die Einrichtung desselben für die Bühne beschäftigte ihn sogleich; denn die vorzüglichsten Theater-Directoren Deutschlands zeigten den größten Eifer für dessen Aufführung. Iffland und Schröder, die ersten Schauspieler, bewarben sich lebhaft und freundschaftlich um das neue dramatische Werk, nach dem so lange Schillers Geist in dieser Form nicht erschienen war. Goethens Idee, die neue Weimarische Bühne mit diesem Stück zu eröffnen, drängte die Arbeit. Im Spätjahr wurde das neuerbaute freundliche Theater durch die Vorstellung des Lagers eingeweiht. Wir waren mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung

in ihrem vollen Leben zu sehen. Der Wallone erschien uns wie eine beinah Homerische Gestalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plastisch darstellte.

Die Ahnung des großen Ganzen, das diesem Lebensgemälde folgen würde, gab dem Vorspiel einen geheimnißvollen Reiz. Es war ein schöner Abend, Schiller war sehr gerührt über unsre Freude, und Goethens herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig. Auch der neue, schöne Raum, in dem so viel Merkwürdiges in einer Reihe von Jahren erscheinen sollte, mehrte den Zauber, der uns umfing, und spannte unsre Erwartung auf etwas Großes. Wenn die Phantasie, in düstern Räumen von der Ahnung unglücklicher Begebenheiten erfüllt, ängstigende Geistergestalten erschafft, so erscheinen auch heitre Geister in einem harmonisch gebildeten Raume, Lebensfülle und Genuß versprechend und das menschliche Wesen in angenehmer Befriedigung erhaltend.

Das freundliche Gebäude, durch so viele Erinnerung schöner Stunden dem sinnigen Kunstfreunde werth, wurde im Jahre 1825 ein Raub der Flammen.

Vierter Abschnitt.

Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar.

Es wehte ein höhrer Geist in der ersten Vorstellung Wallensteins, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Diese fand am 30 Jänner, dem Geburtstag der Herzogin statt. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Goethens freundschaftlicher Antheil und die allgemein erhöhtere Stimmung der Gesellschaft, welche durch das Leben in diesen Formen erzeugt wurde, gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst. Wir hatten nun eine Tragödie, das erste Stück, was nach Götz von Berlichingen unser eignes deutsches Leben aussprach und mächtig in die

Zeit eingriff, ja auf die Erhaltung des Nationalsinns unter fremder Unterjochung entscheidend wirkte. Die Militärverhältnisse hatten eine neue Seele gewonnen. Der begeisterte Jüngling drängte sich nach Kriegsthat und Ruhm. Es ist eine so weite und reiche Welt, die der Wallenstein umfaßt, es gibt der seelenergreifenden Worte und Reden so viele in ihm, daß alle erregbaren Gemüther sich gern damit begrüßten und sie zum Ausdruck ihres Einverständnisses wählten. Die tiefe Wahrheit der Natur durchathmet dieses Gedicht, und man fühlt und lebt in den Bildern desselben in Momenten, wo unser Daseyn sich aus seinen Fugen drängt, und kehrt besänftigt in sich selbst zurück.

Durch Goethens Einfluß, der die Schauspieler beseelte, und Meyers Bemühen um Costüms und Decorationen war die Vorstellung vollkommen gelungen. Schillers freundliches Verhältniß zu den Schauspielern gründete sich damals und gestaltete sich immer schöner. Seine

Wallensteiner waren ihm sehr lieb: Voß, Graff, Becker, Haide und Mlle. Jagemann, als Thekla. Alle, die die genannten Schauspieler, von denen mehrere der Tod allzufrüh der Kunst entriß, in Weimar sahen, werden sich gern ihrer Erscheinung erinnern, und ihnen zum Dank für die Verkörperung der Geschöpfe des Tragikers einen Moment heiteren Andenkens weihen.

Maria Stuart beschäftigte Schiller sogleich nach der Vollendung des Wallenstein. Der Antheil, den er an der neuen Zeitschrift Goethe's, die Propyläen, nahm, bildete seinen Sinn für bildende Kunst sehr aus. In einer der geistvollsten und anmuthigsten Schriften, die wir billig in den Händen jedes Gebildeten vermuthen, dem kleinen Kunstroman Goethe's, der Sammler, erscheinen Schillers Ansichten in der Gestalt des Philosophen. Die Glocke erschien für den Musenalmanach 1800. Lange hatte Schiller dieses Gedicht in sich getragen, und mit uns oft davon gesprochen als einer Dichtung, von der er besondere Wirkung er-

warte. Schon bei seinem Aufenthalt in Rudolstadt ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren; um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen. Es ist ein Lieblingsgedicht der Deutschen geworden. Jeder findet rührende Lebenstöne darin, und das allgemeine Schicksal der Menschen geht innig ans Herz.

Im Sommer 1799 wohnten der König und die Königin von Preußen einer Vorstellung des Wallenstein in Weimar bei. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin vorgestellt, und er sagte uns, daß sie sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen wäre.

Der Niederkunft meiner Schwester mit ihrer ältesten Tochter Caroline folgte ein Nervenfieber, was Schiller und uns Alle in die schmerzlichste Sorge versetzte. Beinahe an sechs Wochen war eine Schwäche des Kopfes, oft völlige Geistesverwirrung, zurückgeblieben. Der treffliche Starke war auch hier ein Retter. Seine Geschicklichkeit und Schillers sorgsame,

zarte Pflege in der Behandlung solch eines traurigen Zustandes, die Wartung der guten Mutter und der treuen immer gleich hülfreichen Freundin Griesbach, bewirkten eine vollkommene Genesung. Dieser schmerzlichen Erinnerung zu entfliehen, sich in neuer Umgebung in Weimar zu erheitern, war für Schiller und meine Schwester ein dringendes Bedürfniß.

Der Entschluß nach Weimar zu ziehen, war schon früher gefaßt, und wurde jetzt schnell ausgeführt. Goethens Theilnahme, des Herzogs gütiges Entgegenkommen und reelle Hülfe bei diesem Plane erleichterten die Ausführung. Seit 1800 wurde Weimar Schillers fester Aufenthalt.

Sein Leben in Weimar war, die sich immer wiederholenden Krankheitsanfälle abgerechnet, heiter und mannichfaltig bewegt. Die Nähe des Theaters, seine Einwirkung darauf erhielten ihn in einer äußern ihm zusagenden Thätigkeit. Mit Wohlwollen und guter Laune behandelte er das Verhältniß zu den Schauspielern; sie

nahmen seinen Rath gern an, und die bildungsfähigen gewannen an Kunst und höherem Sinn. Er ahnete das Talent, und ein sichrer Tact täuschte ihn nie.

Der Madame Wolf, die sich schon als Fürstin-Mutter in der Braut von Messina ausgezeichnet hatte, gab er die Rolle der Jungfrau von Orleans, und ein neues begeistertes Leben entquoll ihrer Brust. Sie stand auf der Höhe der Kunst, ohne es selbst zu wissen. So hatte er auch Hrn. Wolfs Talent sogleich in der kleinen Rolle Baumgartens im Wilhelm Tell erkannt, und prophezeyte den Ruhm, den sich dieser Schauspieler in der Periode seiner höchsten Ausbildung erwarb.

In den geselligen Verhältnissen in Weimar herrschte die schönste geistige Freiheit. Der Herzog wußte gastfreundlich den Genius zu bewirthen, indem er ihm ungestörten Selbstgenuß vergönnte; ja, wenn er sich mit seinem eigenthümlichen, dem Genius manchmal widersprechenden Geschmack der Dichtungswelt

näherte, war die Berührung nur leise, und löste sich gewöhnlich in heitern Scherz auf. In solchen Gesprächen, wo Realismus und Idealität sich kreuzten, war er sehr geistvoll und witzig. Als Weltmann sprach er oft über poetische Ansichten ab; aber in der That störte er durchaus nicht die Freiheit, in der allein der Genius schaffend sich regen kann; und unter seinem Schutze tanzten die Musen in ihrem eignen Rhythmus ungestört dahin. Die Stimme Deutschlands hatte für Schiller entschieden, und die aller gebildeten Nationen tönte bald nach; so fühlte der Herzog, auch in Hinsicht auf ihn, den edlen Fürstenstolz, die ersten Dichter Deutschlands in seinen Kreis zu fesseln.

Die Gemahlin des Herzogs fühlte in ihrer großen Seele eine innige Anneigung zu Schillers Werken, uud dieser sagte oft, das wahrhaft freundschaftliche Benehmen der hohen Frau, das sich immer gleich bleibe, sey ihm rührend. Bei der Herzogin Amalia, die, im Bedürfniß eines regen Geisteslebens, in angeborner Fein=

heit des Geschmacks, einen eignen Zauberkreis um sich gebildet hatte, in welchem alles Lästige und Beschränkte der Verhältnisse wegfiel, wo Freiheit und Heiterkeit herrschten, war er, so oft es seine Gesundheit erlaubte. Wieland war der gefeierte Genius ihres Hauses, der Schillern immer befreundet blieb.

Seitdem sich Schiller im Wallenstein aufs Neue an das Herz des deutschen Publicums geworfen, und die so lebendige, liebevolle Aufnahme gefühlt hatte, entschlug er sich aller Empfindlichkeit über fremdes Urtheil; das kleinliche journalistische Wesen war für ihn nicht da. So blieben die Aeußerungen und Ergüsse gekränkter Eitelkeit und persönlicher, durch die Horen und Xenien angeregter Rachgier, wie sie in ephemerischen Blättern durch das Publicum flogen, unbeachtet. Die Welt in ihrer Größe und Breite war ihm das Echo seiner Dichtung, und er schaute nur von ihr auf in den lichten Aether des ewig Guten und Wahren, wo die Schönheit flammt und Liebe ihn an=

lächelte. Goethens Beifall war ihm ein Morgenschimmer des Welt-Eindrucks. Er las ihm die neuen Werke immer allein vor. „Mir liegt so viel daran, sein rein menschliches Urtheil zu vernehmen,“ sagte er zu uns.

So hatten wir wirklich, in innrer Geistes- und Lebensfülle, ein Paradies der Unschuldswelt um uns her gezaubert, in dem allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts Feindseliges war um uns her, keine kleinliche Kritik drängte sich in unsern Kreis.

Mehrere anmuthige jugendliche Gestalten erfreuten Schillern. Besonders zog ihn Prinzessin Caroline, Tochter des Herzogs, an, dieses edle Wesen, das so früh der Welt entrissen wurde, *) aber in jedem Herzen, das sie zu fassen vermochte, ein unaustilgbares, rührendes Andenken zurück gelassen hat und immer frisch erhalten wird. So geboren, um alles Große und Schöne sich als die ihm

*) Sie starb als Erbgroßherzogin von Mecklenburg im Jahre 1816.

bestimmte Sphäre anzueignen, wird selten ein Erdenwesen. In ihrem großen, klaren, blauen Auge spiegelten sich rein alle Lebensgestalten. Mit der Liebe seliger Geister begrüßte sie das Gute und Schöne, in ruhiger Freude an dem Daseyn desselben; alles Unwürdige war für sie wie gar nicht da. Nur in zarten, leisen Worten enthüllte sich die Himmelskraft dieses Gemüths; aber alles Wahre und Gute fühlte neues Leben in ihrer stillen Gegenwart. Unter den Augen einer ihr ähnlichen Erzieherin durch Herders Unterricht gebildet, trat sie vollendet in das Leben ein. In früher Jugendblüthe von dem reifsten Urtheil, dem nie Kleines wichtig seyn konnte, nie Gutes unwichtig war, hielt sie das Maß der Vernunft in sicherer Hand. Geschaffen für jede höhere Sphäre, hätte sie belebend und wohlthätig in jeder gewirkt. Wo sie war, war Wahrheit, Licht und Liebe; ein tröstender Engel stand sie im Kreise der Ihrigen; Blumen der Eintracht und des Segens blühten unter ihren Tritten,

die nur leise über der Erde hin zu schweben schienen, gleich als sollte der Engel nicht heimisch auf der Erde werden.

An Amaliens von Imhof schönem aufblühendem Talente, wie an ihrem anmuthigen, lebendigen Umgange, hatte Schiller große Freude, und er suchte ihr, wo er konnte, förderlich zu seyn.

H. Meyer, der oft der Dritte mit ihm und Goethe war, blieb ihm immer gleich werth. Die reinste Gesinnung, die um nichts in der Welt von der erkannten und empfundenen Wahrheit abwich, das Mäßige, Mildernde eines vollkommen klaren Verstandes, der Alles hinstellt, wo es hingehört, und die tiefe Begeisterung in Einsicht und Gefühl für das Schöne der Kunst, die er in Bildern und Beschreibung Schillern nahe brachte, wirkten sehr wohlthätig auf diesen.

Herrn von Einsiedel, den liebenswürdigen, heitern Menschen, der in kindlicher Naivetät sich durch alle Weltverhältnisse bewegte, immer

empfänglich für Poesie blieb, und im geraden Herzen alles Rechte und Edle mit Neigung umfing, der in reiner, tüchtiger Ansicht der ersten menschlichen Verhältnisse Schillern immer begegnete, sah er sehr gern. Ein gutmüthiger Humor, vielseitige Kenntnisse, alle geselligen Tugenden und vollkommene Sicherheit im Umgange mußten ihn überall willkommen machen.

Der geheime Rath von Voigt, dieser an Geist so ausgezeichnete Mann, der unter der Last der Geschäfte den regsten frischesten Jünglingssinn für Wissenschaft und Kunst erhielt, blieb Schillers aufrichtiger und thätiger Freund, wohlwollend wirkte er auf sein Verhältniß zum Herzog, half und vermittelte, wo er's nur vermochte.

Mit Herder, den er achtete und liebte, von dem er geachtet und geliebt ward, wie dieß unter Geistern von solcher Größe natürlich war, konnte er nicht häufig Umgang pflegen. Herder schloß sich in jener Epoche gern ab, und

seine Abneigung gegen die Kantische Philosophie, der Schiller mit ganzer Seele zugethan war, hätte keine freie Mittheilung gestattet, ohne sich unsanft zu berühren.

Mit Jean Paul Richter entstand kein näheres Verhältniß. Obgleich Schiller das große Talent, den hohen Geistesflug des Mannes nicht verkannte, so widerstand ihm doch die Formlosigkeit seiner Producte. Böttiger kam ihm freundlich entgegen, er achtete den großen Umfang seines Wissens. Mehrere geistvolle und liebenswürdige Männer und Frauen boten eine angenehme Unterhaltung. Die große Masse, die hier, wie überall vom Nachschwatzen lebte, ohne Eigenthümlichkeit, nur von Anderer Bildung zehrend, bewegte sich dennoch theilnehmend um Schiller herum. Gesunder, wahrer Naturausdruck indessen sagte ihm mehr zu. Als Kotzebue in diesem Kreise auftrat, zog er die Masse der unterhaltungssüchtigen Gesellschaft an. Er zeigte große Verehrung für Schiller, und dieser begegnete

ihm, ohne Annäherung, freundlich; es lag nicht in seiner Natur, Wohlwollen mit Härte abzuweisen. Eine geistvolle Freundin sagte: „Kotzebue kennt den Neid gar nicht; wenn Schiller etwas Gutes macht, sieht er es gleich als ein Eigenthum an, das er benützen kann.“ Die Flachheit und Hohlheit seines geistigen und moralischen Sinns hielt sein bedeutendes Talent immer in einer niederen Bahn, und konnte den Lauten der Natur, die ihm zu Gebote standen, nie jene nachhaltige Rührung geben, bei der feinere Gemüther Selbstbefriedigung finden, und in der Verstand und Gefühl sich in wohlthätiger Harmonie begegnen. Kotzebue's Gefangenschaft hatte menschlichen Antheil erregt; man zeigte dieses bei seiner Zurückkunft. Schiller sagte: „Er ist doch wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt.“

Goethe und unser Familienkreis waren sein eigentliches Lebenselement. Die Natur- und Kunstansichten dieses Freundes zauberten einen Kreis um ihn her, an dem immer neue Sterne auf-

aufgingen. Mein Mann, sein Freund seit der Akademie, erheiterte ihn durch seine vielseitige Weltansicht, die er gern seiner Abgeschlossenheit zubringen ließ. Er nahm Theil an dem Geschäftskreise des Landes, an den Reisen und politischen Verhandlungen, die meinem Manne übertragen waren, und erfreute sich mit ihm der Hoffnungen, die die liebenswürdigen Anlagen des Erbprinzen erweckten. Mein Mann hatte einen großen Sinn und sein Blick auf Welt und Menschen war hell. Er wollte das Edle und Gute, und der Kreis dessen, was zu erreichen möglich ist, lag ihm in bestimmten Umrissen vor Augen. Er ahnete die Stürme, die das Vaterland bedrohten. Gallische Unterjochung war seiner wahrhaft freien deutschen Gesinnung unerträglich; er strebte mit allen Kräften und durch alle Mittel der Politik, die ihm zu Gebote standen, das kleine Land, auf das er zu wirken hatte, vor Unterdrückung und Lasten zu schützen; und des Herzogs Gesinnungen begegneten hierin ganz

den seinen. Sein Sinn für Kunst blieb immer rege, seine gute Laune, wie Vieles auch war, was sie störte, kehrte bei Schiller immer wieder. Aus dem Unmuthe, den verdrießliche Dienstgeschäfte erzeugten, flüchtete er sich zu ihm, und in den originellsten Einfällen machte sich unsre innere Freiheit Luft. Schiller freute sich der Wirkung seiner Dichtung auf eine so klare Vorstellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth. Die weichen Seelchen, gleich zarten Blumenstielchen, immer bereit, sich bewegen zu lassen, und von jedem Anhauch bewegt, bewiesen ihm die Kraft seiner Poesie weit weniger; und er pflegte zu sagen: „Wenn es bei dem durchdringt, da ist es gewiß tüchtig.“

So lebten wir in vertrauter Freundschaft, geborgen vor lästigem Andrang, bei vernünftiger Einrichtung sicher; unsre Kinder sahen wir um uns aufblühen, und wenn Schillers Lage der Art war, daß er eine sorgenfreie Zukunft den Seinen noch sichern mußte, so gingen Plane

in seiner Phantasie nie aus, die Alles verschaffen konnten. Doch handelte er, seit er Familienvater war, in Hinsicht auf die äußere Existenz mit doppelter Besonnenheit. Die schwankenden Verhältnisse unsres treuen, immer hülfreichen Freundes, des Fürsten Primas, machten es diesem selbst bedenklich, Schillers Existenz an die seine zu knüpfen, wie es früher sein Plan war. Das vom Kurfürstenthum abgerissene Mainz, die hereindringende französische Obermacht, die Bedrückung der Länder, die zunehmende Schwäche Deutschlands — Alles trübte den Horizont der freien Wirksamkeit des edlen Dalberg. Sein menschlich fühlendes Herz war zerrissen von tausendfacher Noth und von Ansprüchen, die sich zu ihm drängten. Als Philosoph über allen äußern Glanz erhaben, wäre er gern in eine Einöde geflüchtet, und hätte im unerschöpflichen Quell seines Geistes immer Beschäftigung gefunden. Aber Vieler Schicksal hing an dem seinen; er opferte seine Ehre als deutscher Fürst dem Mit-

leid, das seine Brust zerriß; er lieh dem starren Egoismus des Eroberers sein eignes zartes Gefühl für fremdes Wohl, und glaubte die Löwenklaue mit Zauberbanden der Anmuth und des Geistes umstricken zu können. Aber alle kleinen und mittleren Staaten fielen, wie er, in das Netz des Unterdrückers. Der letzte geistliche Kurfürst mußte das Schicksal der anderen erfahren, und aller Hände griffen nach dem lockenden Raube. Er fühlte, daß er nicht gegen die eiserne Zeit zu stehen vermochte.

Schiller, um früheren Versprechungen treu zu seyn, zeigte, daß er gern, wo er dem Fürsten nützlich seyn könnte, Gefahr und Unsicherheit mit ihm theilen werde. Zu dem Eroberer hatte Schiller nie Neigung und Vertrauen, nie hoffte er, daß irgend etwas Gutes der Menschheit durch ihn werden könne. Seiner freien Seele war der Hauch der Tyrannei durchaus zuwider. Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons, und des Feldherrn Genie und die ungeheure Wirkung desselben auch manchen guten

Kopf und manches edlere Gemüth mit Zauberkraft magisch umspann, da sein Name die allgemeine Losung war, stimmte Schiller in den allgemeinen Beifall und Jubel nicht ein; er war des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde, und wir hörten ihn sagen; „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges Bonmot vernimmt man von ihm.“

Die Freiheit, Schillers Lebenselement, scheint auch, in so fern man damals seine Werke in Frankreich kannte, auf den Despoten einen unheimlichen Eindruck gemacht zu haben. Ich erinnere mich keines Zeichens des Antheils, das je von ihm vernommen wäre. Vielleicht ahnete er schon die begeisternde Flamme, die sich im Vaterlande entzündete, wie den von fern sich nähernden Rachegeist. Noch erfuhr unsre heimathliche Gegend keinen Druck; man lebte still bei dem herannahenden Sturme, und die

Hoffnung lebte in den Bessern, er werde sich beschwören lassen.

Die Idee der Direction eines größern Theaters, das er ganz nach seinem Plan einrichten könnte, hatte für Schiller einen großen Reiz, und beschäftigte oft seine Phantasie. Die Bildung und schöne Gestaltung aller Verhältnisse und Lebensformen, die ihm nur von reinem Schönheitssinn auszugehen schien, dünkten ihm innig an das Theater geknüpft zu seyn. Geschmack und feine Sitte sollten da herrschen, und alles Edlere im Menschen bewacht werden. Wenn man bedenkt, welchen großen Theil des Lebens die sogenannte gute Gesellschaft im Schauspielhause zubringt, wie sollte man nicht wünschen, daß dieses immer ein Organ höherer Bildung seyn möchte! Wie sehr ist diese Unterhaltung den großen Gesellschaften vorzuziehen, die Goethe so wahr schildert, wenn er sagt: „Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.“

Sehn wir nicht das Größte aller Zeiten
Auf den Bretern, die die Welt bedeuten,
Still und ernst an uns vorüberziehn!

So sang Schiller, so wirkte er, so hätte er gern immer gewirkt.

„Das Theater", sagte er, „und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet;" und in seinem Sinn sollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menschen geistiger, stärker und liebreicher machen, die kleinen, engen Ansichten des Egoismus lösen, zu großen Opfern das Gemüth stärken und das ganze Daseyn in eine geistigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie steht. Der wahre geistreiche Scherz schien ihm auch ein Mittel höherer Bildung. Sich mit dem Gemeinen abfinden durch höhere Ansicht — die geselligen Bande der Convention durch einen freien Blick auf die Natur lösen — alles Achtungswerthe durch ein scharfes Gefühl für das Lächerliche des Falschen steigern (denn das Wahre kann nie lächerlich seyn)

— die Menschen von kranken Ansichten heilen durch Klarheit und Wahrheit — den durch die Wirklichkeit Verwundeten durch eine wahre heitre Darstellung der Verhältnisse besänftigen — dieß Alles schien ihm auf der Region der Breter erreichbar und wünschenswerth.

Das Anschauen des Theaters wirke sehr auf seine Productivität, sagte er oft. Die Art und Weise, wie man das Dramatische durch das Auge vor Seele, Geist und Herz bringen müsse, werde ihm immer klarer. Er bekomme neue Ansichten bei jeder Vorstellung, lerne Fehler vermeiden, und die Lichtpunkte treten immer mehr hervor. „Ich glaube mich beinah nicht mehr darüber täuschen zu können,“ versicherte er uns, „was die dramatische Kunst fordert!“

Was Goethe's und Schillers vereintes Wirken bei beschränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, ist außerordentlich, und zeigt, wie der Geist Alles vermag und über alle Berechnung steht. Schiller wirkte auf das Fühlen

und innige Verstehen der Rollen; Goethe auf die Erscheinung ins Leben. Wir sahen oft, daß er in vier Wochen verstehen, sprechen, sich stellen, sich betragen lehrte; seine klare Einsicht setzte gleich einem Zauberstab versteinte Massen in anmuthige Bewegung. Es ist ein großer Verlust, daß nicht wie in Paris eine École scénique unter seiner Leitung entstanden ist, die unsre dramatische Kunst auf fester Bahn erhalten hätte, der jetzt nur in einzelnen großen Talenten von Zeit zu Zeit in einem neuen Lichtfunken der Pfad der Schönheit angedeutet wird.

Im Frühling des Jahres 1800 bekam Schiller ein Katarrhfieber, was ihm selbst bedenklich schien. Es findet sich von seiner eignen Hand eine Uebersicht dessen, was er bis 1802 an schriftstellerischen Arbeiten in jedem Jahre vollendet, und von den Ereignissen im häuslichen Leben. Er sagt: „Anno 1800 war ich sehr krank.“

Nach seiner Genesung warf er sich wieder mit neuen Kräften in die Ausarbeitung der

Maria Stuart. Um den letzten Act ungestört auszuarbeiten, bei dem er etwas Aehnliches der tiefen Rührung, die der Tod und das Begräbniß der Richardsonschen Clarisse erzeugt, zu erregen gedachte, ging er nach Ettersburg, einem Jagdschloß des Herzogs, welches an einer Anhöhe liegt, die rings von Wald umgeben ist.

Die Säcularfeier auf 1800 interessirte ihn lebhaft. Einige unsrer Freunde, besonders Leo von Seckendorf, entwarfen Plane. Der geistvolle junge Mann war Schillern sehr angenehm. Er fiel Anno 1809 vor Wien, als ein Opfer seines Enthusiasmus für die deutsche Freiheit, und sein Andenken wird Allen, die ihn gekannt, werth bleiben.

Schiller hatte die Idee zur Säcularfeier hingeworfen, daß man durch eine Reihe von Festen, Weimar auf vierzehn Tage, bei dieser Gelegenheit zu einer großen Stadt machen sollte. Seckendorf entwarf einen förmlichen Plan, aber es fehlte an Lust wie an Mitteln, ihn auszuführen. Auch schien Schillern bei näherem

Bedenken selbst, daß eine stille ernste Feier, oder die Gründung einer großen öffentlichen Anstalt, der Empfindung in solch einem Zeitabschnitt angemessener sey, als laute Feste. Nach seiner nur zu treuen Schilderung:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord,“

wurden auch alle Nachdenkenden mehr zu Sorge als Lust gestimmt.

Schiller feierte die letzte Stunde des Säculums bei Goethen, der eben nicht wohl war; im ernsten Gespräch, wie er uns sagte.

Wie gehaltvoll seine tägliche Unterhaltung im häuslichen Cirkel war, wie er Alles ihn Umgebende mit Geist und Herz ergriff, stellen folgende Blätter aus einem Tagebuche unsrer Cousine, Christiana von Wurmb, die in der Folge die Gattin des Professor und Director des Gymnasiums, Abeken, in Osnabrück wurde, lichtvoll dar. Der schöne Verstand und die ernste Richtung des zwanzigjährigen Mädchens, interessirten ihn lebhaft, und ihre ausgezeichnet

schöne Stimme, wegen deren Ausbildung sie sich einige Zeit in Schillers Hause in Weimar aufhielt, machte ihm großes Vergnügen. Sie machte uns ein schönes Geschenk mit diesen Blättern ihrer treuen sinnigen Erinnerung, die wir wohl unsern Lesern auch höchst willkommen glauben dürfen.

Erinnerungen aus Schillers Gesprächen, im Jahre 1801.

Den 4 Februar.

Oft wird dadurch die Erziehung der Prinzen verfehlt, daß man zu genau und zu ängstlich auf sie Acht gibt. Man blicke in die Welt: Alles, was Großes da war, ward durch sich selbst, lernte frühzeitig seine eignen Kräfte kennen. Dadurch, daß man den Prinzen eine allgemeine Bildung geben will, versäumt man eine bestimmte. Man sollte sich gewöhnen,

Prinzen nur Eine Wissenschaft, Eine Kunst auf Einmal studiren, Ein Talent auf Einmal bilden zu lassen, aber ganz als wäre es der einzige Zweck. Man gebe ihnen nicht die leichteste Seite, sondern zeige Ihnen gleich das Große, Geistige des Ganzen, und lasse sie hier ihre volle Kraft üben. Das, was zu leicht gemacht wird, lernen wir auch leichtsinnig behandeln; das männliche Alter verliert selten die Eindrücke der Jugend, und jede Schwierigkeit scheint uns unüberwindlich.

Den 15 Februar, als ich mit Schiller allein Thee trank.

Die ganze Weisheit des Menschen sollte allein darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre es der einzige, letzte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas zu schnell thun, als unthätig bleiben.

Den 20 Februar, als ich mit ihm im Park spazieren ging.

Darum thaten die Alten mit ihrer Musik so erfreuliche Wirkungen, weil sie einfach war. Ihre einzelnen Accorde drangen ans Herz und rührten. Ein gleichförmiger Ton kann die Menschen zum höchsten Grad von Anspannung treiben; darum können sehr reizbare Gemüther nicht die gleichförmige Bewegung eines Handwerkers oder Mechanicus hören; und wie ungleich mehr muß es auf sie wirken, wenn diese gleichförmige Bewegung in der Fülle von Harmonie vernommen wird! Wahrscheinlich ist dieß der Grund, warum man bei jeder Art von Einweihung, z. B. in Freimaurer-Logen, diese Art von Musik erwählt, und warum die Alten, ehe sie zum Zweikampf in die Schranken traten, die Trompete in einzelnen Tönen erschallen ließen.

Den 21, als ich erzählte, wie sehr man eine Geschichte von der J*** verschlimmert hätte.

Es ist unglaublich schwer, und beinahe möchte ich sagen, ganz unmöglich, etwas Ge-

sehenes oder Erzähltes ganz und gerade so wieder zu geben, als man es gesehen oder gehört hat. Mit der schönsten reinsten Wahrheitsliebe überlassen wir uns öfters, ohne es zu ahnen, unserm eignen Gefühle. Und dieses oft liebenswürdige Gefühl für Recht und Unrecht gibt nicht selten unsern Worten einen ganz andern Sinn.

Den 1 März, als ich mit ihm aus der Komödie ging.

Wenn man dreißig Schauspiele sähe, und man fragte sich bei jeder vollendeten Vorstellung: Was hat der Dichter damit sagen wollen? was war seine Absicht, sein Zweck? Was war Gutes oder Schlechtes daran? Wie hat er dieses oder jenes gehalten? Wenn man sich so von jeder Scene Rechenschaft gäbe, so wäre es keine Frage, daß man am Ende das einunddreißigste selbst verfertigen könnte. Und zu was für einem großen Grade von Vollkommenheit könnte der Mensch kommen, wenn er es

mit Allem, was ihm begegnete, und was in seiner Seele vorginge, so machte.

Den 5 März, als ich von meiner Lecture des Gibbon erzählen mußte.

Es macht einen ungeheuren Eindruck, wenn man einen Blick auf die Geschichte wirft; wo sich eine halbe Welt herumdrehete, wo Künste und Wissenschaften blühten, sucht der forschende Blick oft vergebens die Stelle, wo alles Dieses vorging. Berühmtes Troja! Niemand kann nur noch einen einzigen Stein von dir entdecken. Bei einem solchen Ueberblick fühlt man sich so klein und nichtsbedeutend; und doch empfängt der Geist einen neuen unsichtbaren Schwung; er fühlt eine unendliche Kraft, die auf dieser Sphäre keinen festen Ruhepunkt finden kann, sondern ins Unendliche flieht.

Den 5 März, als ich ihm Kaffee einschenkte.

Billigkeit ist eine schöne, aber seltene Tugend. Oft fehlen die sanftesten Herzen am mei=

meisten dagegen. Weil sie mit Innigkeit und Treue an der leidenden Partei hängen, so flößt ihnen Alles, was dagegen ist, einen unwillkürlichen Widerwillen ein, und dieses ist ein Stein, an dem so oft die Menschheit scheitert.

Den 6 März, bei Tisch.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sey der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen seyn, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären!

Den 8 März, als Ernst mich mit einer wichtigen Miene fragte, wer den Gibbon geschrieben?

Der Geist des Zeitalters ist am deutlichsten an den Kindern zu bemerken, wenn wir aufmerksam genug sind, darauf Achtung zu geben; so z. B. fragt jetzt Ernst im fünften Jahre, wenn er ein Buch liegen sieht, wer es geschrieben

hat. Vor dreißig Jahren dachte man kaum im eilften daran; genug, das Buch war da, und man glaubte, das müßte so seyn. Jetzt gibt sich jeder Bediente mit Lecture ab, und schreibt am Ende auch wohl selbst; natürlich werden die Kinder hierauf aufmerksam.

Den 9 März, als ich ihm ganz allein den Thee in seiner Stube bereitete, und er aufhörte zu arbeiten.

Es ist schwer und gehört ein Grad von Cultur und Vollkommenheit dazu, die Menschen so zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften steht. Es gibt Gemüther, die nie an diesen Stein des Anstoßes gerathen; sie sind nicht zum tiefen Denken gewöhnt, sie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall so will. Ist dagegen bei andern Naturen der erste jugendliche Traum verrauscht, wo Alles in freundlichem Lichte erscheint, wo man Alles umfassen möchte, wo man wähnt, Alles, was da ist, sey um unsertwillen da, — ist dieser süße Blick verschwunden,

dann erscheint uns sogleich Alles ernster; der Mensch erscheint uns in anderer Gestalt. Wo wir sonst liebten, bewunderten, anbeteten — da sehen wir oft mit freiem Blick die trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verstand und ein weiches unverdorbenes Herz dazu, daß die Menschenliebe siege.

Den 15 März, als er mich in meinem Fleiß bestärken wollte.

Man sollte sich gewöhnen, den Gedanken fest zu fassen, daß man sich nicht bestreben solle, Weniges von Vielem zu lernen, sondern Weniges, aber ganz. Was man anfängt, man fange es mit voller Seele, mit voller Kraft an; um desto eher ist es geendet, und ganz und mit voller Kraft kann man sich wieder einem andern Geschäft widmen. Man würde weit mehr Zeit gewinnen, wenn es nicht zur Gewohnheit geworden wäre, so viele Dinge als Nebensache zu betrachten, die im Grunde mit viel weniger Zeit, aber ernstlich, besser vollbracht würden.

Den 14 März, als der kleine Ernst sich vor einem Hunde fürchtete und nicht ohne mich über die Straße gehen wollte.

Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu benehmen suchte. Nichts in der Welt kann den Menschen sonst unglücklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Uebel, was uns trifft, ist selten, und nie so schlimm, als das, welches wir befürchteten. Das Thier hat hierin einen Vorzug. Der Ochse, welcher zur Schlachtbank geführt wird, fürchtet nicht eher den Schlag, als bis er trifft. Und auf diesen Grad von Furchtlosigkeit sollte der Mensch dnrch seinen klaren, hellen Verstand gelangen. Er sollte suchen, das Uebel aus dem Wege zu räumen, es aber nicht fürchten.

Den 15 März, als sein kleiner Sohn mich fragte, was im Winde sey? und ich ihm erzählte, daß ich ihn an den Vater gewiesen.

Man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff

von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von Innen heraus geschehen, und jede Frage, die man beantwortet, ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. Man sagt dem Kinde öfters im sechsten, siebten Jahre etwas vom Schöpfer und Erhalter der Welt, wo es den großen schönen Sinn dieser Worte noch nicht ahnen kann, und so sich seine eigenen verworrenen Vorstellungen macht. Entweder verhindert man durch dieses zu frühe Erklären den schönen Augenblick des Kindes ganz, wo es das Bedürfniß fühlt, zu wissen, woher es kömmt und wozu es da ist — oder kommt er ja, so ist doch das Kind schon so kalt durch seine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihm nie wird die Wärme einflößen können, die es gefühlt haben würde, wenn man ihm Zeit bis zu diesem entscheidenden Augenblicke gelassen hätte. Und das Kind hat vielleicht seine ganze Lebenszeit daran zu wenden, um jene irrigen Vorstellungen wieder zu verlieren, oder wenigstens zu schwächen.

Den 16 März auf einem Spaziergange nach Ober-Weimar.

Ein frohes, heiteres Gemüth ist die Quelle alles Edlen und Guten; das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung. Kleine, düstere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heiligsten Momente des Lebens zu fassen, zu genießen und zu wirken, wie sie sollten. Erinnerung scheint ihnen nicht süß und Zukunft nicht tröstend.

Den 18 März, als er mich in meiner Stube nähend fand.

Es ist ein eigen, seltsam Ding um die gelehrten Frauen! Wenn sie einmal den ihnen angewiesenen Kreis verlassen, so durchfliegen sie mit schnellem ahnendem Blicke unbegreiflich rasch die höheren Räume. Aber dann fehlt ihnen die starke, anhaltende Kraft des Mannes, der eiserne Muth, jedem Hinderniß ein ernstes Ueberwinden entgegen zu setzen, um fest und unaufhaltsam in diesen Regionen fortzuschreiten.

Das schwächere Weib hat seinen ersten schönen Standpunkt verloren — sie kann nicht mehr zurück, und wird entweder zur eitlen Thörin, oder unglücklich. Und selbst die himmlische Kunst, was kann sie dem zarten Weibe bieten, das diese nicht, sich unbewußt, in stiller Thätigkeit, in stiller Uebung ihres hohen heiligen Berufs, in liebender Brust fände? — Und selig der Mann, der ein solches Kleinod zu schätzen weiß, und die Freundin seines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beschäftigungen sucht, um sich an ihren anspruchloseu Talenten von seinem mühevollen Streben zu erheitern.

Den 20 März.

Der Mensch sollte sich gewöhnen, und es sich zum festen Gesetze machen, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne, wäre es auch nur eine Viertelstunde, seine ganze Seelenkraft zu üben und sie auf einen einzigen Punkt zu richten.

Den 21 März, als ich den Wunsch geäußert hatte, so wie die Jagemann singen zu können.

Man sollte beinahe behaupten, daß Neid der menschlichen Natur eigen sey, doch versteht sich, nicht jener gemeine, niedrige, welcher so tief herabwürdigt. Schon die Bewunderung einer Kunst, eines Talents, oder was es sey, führt gewöhnlich den leisen Wunsch mit sich, es auch zu besitzen. Und durch gute Erziehung ist dieses Gefühl gewiß ein großes Mittel, die menschlichen Kräfte zu einer gewissen Vollkommenheit zu erheben.

Den 22 März, beim Souper, über die Uneinigkeit der Schauspieler.

Auf einer viel höheren Stufe würde die Menschheit schon stehen, wenn alle vereinten Kräfte Einen Zweck hätten, wenn nicht so viel verschiedenes Interesse sie trennte. Wie hoch könnte Kunst und Wissenschaft gestiegen seyn, würde sie nicht oft durch Sclavenseelen um Gold und Gunst feilgeboten!

Den 23 März.

Gesetze sind der Menschheit wohlthätig, mit ihnen ist der Mensch besser und sanfter geworden. Ein großer, nicht zu berechnender Schritt zur Veredlung ist geschehen dadurch, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn freilich auch noch nicht die Menschen. Wo keine Strafe ernst entgegen tritt, und kein Gewissen mit seinen Forderungen zügelt, halten jetzt die Gesetze der Ehre und des Anstandes in Schranken.

Den 24 März.

Es ist nicht zu berechnen, welchen Vortheil wir hätten, gewöhnten wir uns bestimmt, Eine Stunde des Tags unsre Gedanken mit inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, unsre Kräfte, Schwächen und Neigungen zu richten. Haben wir nur erst die Kenntniß von unserm Innern, dann ist ein ernster, ja beinahe der schwerste Schritt zur Vervollkommnung geschehen.

Den 25 März, als ich Thee einschenkte.

Wie selten benutzen und ergreifen die Menschen aus Leichtsinn die köstlichen Augenblicke mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen und unbenützt einen tiefen Stachel in die Seele drücken!

Den 25 März.

Zwei Dinge gehören zur Bildung des Verstandes, ohne welche kein Fortschreiten möglich ist: ein ernstes Einsammeln von Kenntnissen, und eine stete Uebung der Kräfte.

Den 26 März beim Thee.

Man sollte so früh als möglich junge Leute gewöhnen, ihre Gedanken und Gefühle auszusprechen; denn diese Mittheilung ist eine Aufforderung zum ernsten Nachdenken. Mittheilung macht unsre oft geahneten Gefühle hell, deutlich und allgemein. Wir gewöhnen uns früh zu reden und zu hören; unsere Ideen entwickeln sich schneller, unser Urtheil wird

sichrer, und wir gewöhnen uns schnell, das Große, Ganze eines Gegenstandes mit voller Seele zu umfassen.

Den 27 März.

Der Mensch ist immer schätzenswerth, der einen bestimmten Gegenstand ganz und mit heiterer Seele ergreift.

Den 28 März, als ich Thee einschenkte, und von meiner Lecture des Gibbon erzählen mußte.

Es ist sonderbar, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte — vielleicht ist es ein Beweis, daß der Deutsche einen zu ehrlichen, geraden Sinn besitzt; desto mehr blüheten seit langer Zeit Künste und Wissenschaften, und jede Veredlung zärterer Gefühle. Selbst seine Nachahmungssucht ist löblich. Er prüft und untersucht mit strengem Ernst jedes Fremde, und das Bessere steht am Ende immer oben.

Den 1 April, im Park beim Römischen Hause.

Es kommt am Ende bei unsern Gefühlen immer auf die Vorstellung unserer Seele an, und das ist ein Beweis, welche hohe, unaufhaltsame Kraft darin liegt. Der reizendste Anblick einer herrlichen Natur ist nichts für einen traurigen Sinn, und eine Wüste schafft sich ein heiteres liebendes Herz zum Himmel. Unser Schmerz und Freude, Glück und Unglück hängt oft von der Stimmung unsers Geistes und auch von unserer Bildung ab. Auf verkehrte Menschen wirkt auch das Schönste, Beste, Erhabenste verkehrt. Bessere und Hellere wissen auch dem Schlechten eine gute Seite abzugewinnen.

Den 3 April beim Kaffee.

Es ist ein großer Stein des Anstoßes, besonders bei Frauen mit ihren leicht gereizten Gemüthern, daß sie ihre Forderungen nicht mäßigen, und ihrer Einbildungskraft zu weiten Spielraum geben. Der Mensch stellt sich

vor seine Seele ein Ideal, und sinkt ermattet in die Wirklichkeit zurück, wo er doch so viel seyn könnte und sollte.

Den 3 April, als ich mich fürchtete, in Rudolstadt zu singen.

Ernster, guter Wille ist eine große, die schönste Eigenschaft des Geistes. Der Erfolg liegt in einer höhern, unsichtbaren Hand. Nur die Absicht gibt dem Aufwande von Kräften Werth. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen.

Den 4 April.

Es gibt Menschen, die immer studiren, immer lernen, und im Grunde auch viele Kenntnisse haben; aber sie liegen in einen dunkeln Schleier gehüllt, und es fehlt ihnen an Klarheit, das Eingesammelte ins Leben übertragen zu können, wodurch doch allein alles Wissen erst Werth bekömmt.

Den 5 April.

Daß feste Grundsätze und Tugend unter den Menschen wirklich und kein Traum seyen, beweist der Umstand, daß so viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derselben, zu blenden.

Den 6 April.

Wenn sich die Menschen nur die Mühe nehmen wollten, nur erst alles Schlechte und Gemeine aus dem Wege zu räumen, so würden sie weiter kommen, als wenn sie mit heißen Armen alles Schöne gleich umfassen möchten, und muthlos zurückkehren, wenn es sich ihnen entzieht.

Den 7 April.

Es ist ein ungeheures, namenloses Gefühl, wenn das Innere seine eigne Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird, und unser Geist sich fest und stark erhebt. In uns fühlen wir Alles, die Kraft strebt zum Himmel empor, und findet um sich kein Ziel.

Den 8 April.

Es sind die kleinern, engern Gemüther, die so gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schicksals bezeichnen.

Den 10 April.

Es ist ein großer Augenblick des Lebens, wo der Jüngling über seine künftige Bestimmung entscheidet, wo er sich den eigenen Lebensweg wählt, wo ein mächtiger Entschluß den jungen, vollen Geist ergreift, wo ihm Alles zu eng ist und er in die Wolken flieht, um einen Ruhepunkt zu finden.

Im Herbst reiste ich mit Schillers nach Dresden, während meines Mannes Aufenthalt in Petersburg und Moskau. Wir verlebten sehr heitere Wochen auf dem Weinberge Körners, dessen Wohnhaus uns der gütige Freund eingeräumt hatte. In Gesprächen mit seinem Freunde, in der schönen Natur von Jugend-

erinnerung umweht, war Schiller sehr heiter. Den kleinen Gartensaal, die Wiege des Carlos, sah er mit Vergnügen wieder, und es schien uns, als beschäftigte ihn die Braut von Messina. Er sprach gern von seinen Dichtungsplanen mit uns, deren Ausführung noch fern lag. Von der Braut von Messina hatte er viel gesprochen, und wir fragten oft: ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden? Sobald es ihm mit der Ausarbeitung Ernst wurde, schwieg er darüber.

Das Anschaun der Kunstwerke, besonders der plastischen, im Saal der Mengsischen Abgüsse, erregte und erfreute ihn sehr. Der Torso des sogenannten Salbers, im Antikensaale, war die vollkommenste Arbeit in Marmor, die er noch gesehen hatte, er beobachtete sie mit großem Interesse. Die schönen ruhigen Gestalten der sogenannten Vestalinnen beim Fackelschein rührten ihn lebhaft. Durch Goethens und Meyers Kunstansichten neu erweckt, fühlte er sich heimathlicher in dieser Antiken-Welt und

ihre

ihre Anschauung belebte ihn mit neuen Ideen und gab dem schon gefaßten, bestimmten Umriß Gefühl und Worte.

Mit einer gewissen wehmüthigen Stimmung verließ er Dresden und den Kreis der trefflichen Freunde, als flöge eine Ahnung durch seine Seele, daß er diesen Ort nicht wieder sehen würde. Graf Gesler und Herr von Schönberg, die treuen, liebenswürdigen Hausfreunde, so gehaltvoll in Geist und Herz, waren Schiller sehr werth, und unser Freund Stein und seine Mutter, die eine Zusammenkunft in Dresden hatten, vereinten sich uns im Genuß der Kunst und Natur.

Die Aufführung der Johanna in Leipzig, zu der Schiller mit der Körnerschen Familie reiste, brachte ihm ein lebhaftes Gefühl der Macht seines Talents in einer in den wichtigsten Rollen sehr gelungenen Darstellung zu. Der Enthusiasmus des Publicums äußerte sich auf die rührendste Weise, und der Genuß seiner Freunde an diesem Triumph des Genius brachte

ihn Schillern selbst lebendiger ans Herz. Wegen besonderer Verhältnisse der Theaterwelt wurde Johanna von Orleans erst im folgenden Jahre in Weimar auf die Bühne gebracht.

Eine Abendgesellschaft, die sich wöchentlich in Goethens Hause versammelte und aus lauter wohlwollenden und für ihn gleichgestimmten Menschen bestand, erheiterte Schillern sehr. Wir danken ihr einige schöne Gedichte Goethens. Schiller dichtete die vier Weltalter und das Lied an die Freunde. Das Theater gab ihm fortwährend viel Genuß nnd wirkte belebend und aufklärend auf seine productive Stimmung. Selbst ein schlechtes Stück gebe ihm viel neue Ansichten, sagte er uns.

Der Ankauf eines kleinen, aber bequemen und freundlich gelegenen Hauses vollendete seine Zufriedenheit in Weimar. Er bewohnte die obere Etage allein. Seine Zimmer hatten die Mittags- und Morgensonne. Ein carmoisinseidner Vorhang war vor dem Fenster, an

dem sein Arbeitstisch stand, angebracht. Er sagte uns, daß der röthliche Schimmer belebend auf seine productive Stimmung wirke.

Wie tief ihn, der in dieser Zeit erfolgte Tod seiner Mutter betrübte, sehen wir aus folgendem Briefe an seine Schwester Reinwald.

Auch die sonderbare Verkettung des Geschicks, als er erfuhr, daß der Tag, wo er sein neues Haus bezog, der Todestag seiner Mutter gewesen, ergriff ihn schmerzlich.

Liebe Schwester!

Ob ich gleich von der Louise keine weitere Nachricht von unsrer lieben Mutter erhalten, so kann ich doch nach dem letzten Briefe keine andere erwarten, als die ich längst gefürchtet. Ja gewiß ist sie längst nicht mehr, die theure Mutter! sie hat ausgekämpft, und wir müssen es ihr sogar wünschen. O, liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That ver-

ödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe, und euch, ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O, laß uns, da wir Drei nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, desto näher an einander schließen! Vergiß nie, daß du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unsrer Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unsre Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.

Grüße den lieben Bruder herzlich. Ich kann heute nichts weiter schreiben. Laß mich bald einige Worte von dir hören. Ewig dein treuer Bruder

S.

Aus eigner Bewegung wirkte der Herzog von Weimar den Adelsbrief im Jahre 1802 für Schiller aus. Obwohl ihm dieser neue Beweis der Gunst seines Herrn erfreulich seyn

mußte, besonders der Gedanke dabei, daß dieser und die edle Herzogin hierdurch den Wunsch offenbarten, ihn und seine Frau bei allen Gelegenheiten in ihrer Nähe zu sehen, so furchten doch einige Bedenklichkeiten seine Stirn bei dem Antrag.

Daß seine älteren Freunde ein Abweichen von der schlichten Sinnesart, in der er bis jetzt, anspruchlos an alle Aeußerlichkeiten des Lebens gewandelt, in diesem Schritt finden könnten, war ihm ein unerfreulicher Gedanke. Doch keiner verkannte ihn.

Fünfter Abschnitt.

Letzte Lebensjahre und Tod.

Eine Masse productiven Lebens macht die letzten Jahre unsers Freundes zu den reichsten. Körner sagt: „Nachdem Schiller einmal durch den Wallenstein die Meisterschaft errungen hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und besonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bei ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenstein erschien 1799; Maria Stuart 1800; Die Jungfrau von Orleans 1801; Die Braut von Messina 1803; und Wilhelm Tell 1804. Alle diese Werke ließen ihm noch Zeit

übrig, Shakspeare's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutsche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwei französische Lustspiele von ihm übersetzt. In den Zwischenzeiten beschäftigten ihn mehrere dramatische Plane, wovon sich ein Theil unter seinen Papieren aufgefunden hat.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug,

Alles, was ich selbst und Andere von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst.“ —

„Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen Alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deßwegen gerei-

chen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann." —

„Ich habe dieser Tage den Rasenden Roland wieder gelesen, und kann dir nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus ins volle Leben, und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen, unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deßwegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr

empfindet als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche so nöthig, als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht.“ —

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitstrom ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther; aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner

Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.""

Auch für eine Komödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte sich aber zu fremd für diese Gattung.

„„Zwar glaube ich mich,"" schrieb er einem Freunde, „„derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.""

Am letzten Abend des Jahres 1802 las Schiller uns die Braut von Messina vor; wobei auch unsre gute Mutter zugegen war. Es war ein herrlicher Abend. Schiller war sehr heiter und versprach uns, jeden Sylvester-Abend mit einer neuen Tragödie zu feiern.

In den ersten Monaten des Jahres 1803 erschien das Stück auf der Bühne. Goethe hatte die Rolle der Mutter der Madame Wolf gegeben; unter seiner Aufsicht studirte sie dieselbe ein, und in der vollkommen gelungenen Darstellung that sich zuerst ihr großes Talent für die Tragödie kund. Schiller war sehr erfreut und gerührt, und in den letzten Scenen, als man den todten Prinzen getragen bringt, sagte er zu uns: „Das ist nun doch wirklich ein Trauerspiel.“

Er schritt sofort zur Ausführung des Tell, freute sich des schönen Stoffes, und sagte: „Wenn es nur mehr Stoffe, wie Johanna und Tell, in der Geschichte gäbe, so sollte es an Tragödien nicht fehlen.“ Die Zeiten der Ligue in der französischen Geschichte, schienen ihm sehr reich an dramatischem Stoff; Heinrich IV war einer seiner Lieblings-Charaktere, und er meinte, man könne eine Folge von Stücken aufstellen, wie es Shakspeare in der Englischen Geschichte gethan. Unsre deutsche Geschichte,

obgleich reich an großen Charakteren, liege zu sehr aus einander, und es sey schwer, sie in Hauptmomenten zu concentriren. Der Erzherzog Friedrich von Oesterreich, der Gegner und Freund Ludwigs von Bayern, schien ihm ein anziehender Charakter. Einigemal gedachte er auch seines frühern Plans, einen zweiten Theil der Räuber zu geben. Man müsse eine tragische Familie erfinden, fiel ihm einmal ein, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glückes hinabgestürzt, und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sey der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschengeschicks in seiner Allgemeinheit.

Wie gern theilte ich jeden Gedankenblitz, der, von Schiller ausgehend, unsern Abendgesprächen Licht und Leben gab, seinen sinnigen Verehrern mit!

Die Aufführung von Goethe's Natürlicher Tochter setzte Alles in die lebhafteste Bewegung; und mit Entzücken begrüßte man das Wiedererscheinen dieses Genius in der dramatischen Form, in der man ihn so lange nicht erblickt hatte. Goethe hatte Schillern mit dem Total=Eindruck dieses Werkes auf der Bühne überraschen wollen; er kam sehr erfreut und bewegt nach Hause. Bei dem Einwurf eines Kritikers, daß die ersten Acte zu wenig Handlung enthielten, sagte er: „Ach, das Alles braucht er gar nicht!" Nur die Scene, wo Eugenie sich ängstlich um Putz und Schmuck bekümmert, schien ihm für den Charakter des hochsinnigen Mädchens nicht ganz wahr. Welcher Verlust ist es für die Welt, daß Goethe nicht gleich zur Ausarbeitung des zweiten Theils dieser herrlichen Dichtung schritt!

So erfreulich der Beifall vieler Höchstausgebildeten Schillern in Weimar auch war, so ließ sich doch in der großen Masse des Publicums eine gewisse Mattigkeit spüren; und die

Sucht lieber zu kritisiren als zu genießen war vorherrschend. Die Blüthe des Gefühls, das innige Ineinanderübergehen des Dichters und Zuschauers, war selten rein vernehmbar, wie es wohl auch nur in großen Massen sich aussprechen kann. Doch brachten die benachbarten Musensöhne von Jena oft einen erfrischenden Hauch jugendlichen Lebens und Antheils herüber.

Auf einer kleinen Reise nach Lauchstädt, wo die Weimarischen Schauspieler während der Curzeit Vorstellungen gaben, erfreute Schillern der feurige Antheil der Hallischen Jugend. Einige Briefe, von diesem Orte aus an seine Frau geschrieben, schildern seinen dortigen Aufenthalt.

Lauchstädt 4 Juli 1803.

Der Theaterbote geht heute nach W., und ich kann dir, liebes Herz, einige Nachricht von mir geben. Meine Herreise ist recht glücklich gewesen, und ich kam nach sieben Uhr an. Der Ort hat einen recht schönen Eindruck auf mich

gemacht; die Allee und alle Anlagen umher sind heiter; es ist für die Societät auf eine artige und anständige Weise gesorgt; auch fand ich's sehr volkreich und dabei ganz zwanglos, so daß ich mich in der Masse der Menschen recht gern mit fortbewege. Ich hatte Mühe, ein Logis zu finden, und nur nach vielem Umherfragen fand man eins für mich aus, zwischen der Allee und dem Komödienhaus, das sehr hübsch gelegen ist, Parterre, an einem Garten, wo die andern Hausnachbarn mir völlig fremd sind und mich nicht geniren. Ich esse in dem großen Salon, der sehr schön und ziemlich so groß wie der Concertsaal im Landschaftshause zu Weimar ist. Er war bisher immer mit 100 und 120 Gästen besetzt, wobei es sehr lustig hergeht. Es sind viele sächsische, auch einige preußische Officiers hier und viele Damen, worunter es auch recht hübsche Gesichter gibt. Alle Abende wird nach dem Souper getanzt und den ganzen Tag gedudelt.

Der Prinz von Würtemberg ist gestern um

vier Uhr angekommen, und seitdem er hier ist, waren wir immer beisammen; er ist gar artig und behaglich, und es scheint ihm zu gefallen, daß er sich in der Masse verlieren kann und gar nicht auf ihn reflectirt wird. Die Braut von Messina ist gestern gegeben worden, bei sehr vielen Zuschauern; aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweg gewünscht. Dabei erlebte ich den eignen Zufall, daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand, und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Es war eine Angst unter den Schauspielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen lassen müssen. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Haus heraus; es war eine ganz erstaunliche Störung; dennoch wurde es zu Ende gespielt, und unsre Schauspieler hielten sich

noch ganz leidlich. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabelle im letzten Act ausspricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chors:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Graff ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publicum ergriff.

Heute ist die Natürliche Tochter. Der Herzog von Würtemberg bleibt noch hier und vielleicht auch morgen; es gefällt ihm sehr, auch dem dicken August, der euch schönstens grüßen läßt.

Man hat mir gestern nach dem Ball noch in später Nacht eine Musik gebracht, wobei viele Studenten aus Halle und Leipzig waren,

so daß ich noch nicht recht habe ausschlafen können; auch des Morgens haben sie mich mit Musik begrüßt.

Die Fremde aus Andros, welche gleich in den ersten Wochen hier gegeben worden, hat nichts gethan, und es ist am Schluß sogar von Einigen gepfiffen worden.

Aber mein Papier ist vollgeschrieben, und ich muß schließen. Küsse die lieben Narren recht herzlich von mir, und bleibe recht wohl; ich schreibe bald wieder. Carolinen tausend Grüße und auch Goethen, wenn du ihn siehst. Lebe wohl, liebes Kind. Dein

S.

Lauchstädt, 6 Juli, 1803.

Es gefällt mir bis jetzt noch recht wohl hier, obgleich der gänzliche Müßiggang mir etwas Ungewohntes ist, und ich den Verlust der schönen Zeit bedaure. Aber dennoch sollen diese Tage nicht ganz verloren für mich seyn, weil ich mich heiter gestimmt und auch gesünder

fühle, und die Sehnsucht zum Arbeiten bei mir wächst. Gestern, als den Dienstag, ist der Herzog von Würtemberg früh wieder abgereist; er war gar gut und gefällig, und hat Jedermanns Liebe sich erworben. Sein einfaches Wesen setzte uns alle à notre aise, und der August *) ist im letzten Tag so lustig und behaglich worden, daß ich ihn recht lieb gewonnen habe. Wir haben uns allerseits recht ungern von einander getrennt.

Die Natürliche Tochter ist am Montage gut gegeben worden und hat, besonders die letzte Hälfte, viel Effect gemacht, doch konnte sich das Publicum in die longueurs, die den Gang des Stücks aufhalten, nicht recht finden, und ich werde Goethen sehr anliegen, es merklich zu verkürzen. Die Ansicht eines neuen Publicums gibt mir viel neue Blicke über das theatralische Wesen, und ich bin ziemlich gewiß, daß ich künftiger viel bestimmter und

*) Rittmeister von Wolzogen.

zweckmäßiger für das Theater schreiben werde, ohne der Poesie das Geringste zu vergeben.

Gestern (Dienstags) war kein Theater; die Jagemann und ihre Gesellschafter sind auf einen Besuch nach Giebichenstein zu Reichardt, und ich habe hier den Tag recht mit Nichtsthun zugebracht. Ich blieb von Mittagszeit an bis Abends immer in der Gesellschaft, die sich in der Allee und in den kleinen Pavillons herumtreibt; aber eine Anzahl junger Berliner, die hier sind, hat doch recht unterhaltende Gespräche veranlaßt.

Am Montag waren Niemeyers hier, und haben mir keine Ruh gelassen, sie diese Woche in Halle zu besuchen; wahrscheinlich fahre ich Freitag hin. Professor Wolf ist nach Pyrmont gereist; aber an dem Geheimen Rath Schmalz, der Director der Universität, doch ein junger Mann von etwa vierzig Jahren ist, habe ich eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht, und die erste Stunde hat uns einander sehr nahe gebracht. Er ist ein trefflich philo=

sophischer Kopf unter den Juristen, und der jovialste, rüstigste Geschäftsmann.

Die Mara wird diese Woche in Halle singen, und ich hoffe, sie entweder dort, oder hier zu hören; denn man hat eine Subscription in Lauchstädt eröffnet, und sie wird eingeladen werden. Mich hat die Badegesellschaft beschickt, um ihnen das Komödienhaus dazu zu erlauben, weil die Wöchner diese Erlaubniß nicht für sich ertheilen wollten. Und so habe ich denn hier schon eine gewisse Autorität ausgeübt.

Oft, liebes Herz, habe ich deiner und der lieben Kinder gedacht, und sehne mich von dir zu hören.

Lebe wohl mit den lieben Kindern; herzlich umarme ich euch Alle. Die Jagemann wird diesen Brief mitnehmen; sie geht auf einige Zeit nach W., will aber wieder hierher kommen. Daß sie die Natürliche Tochter spielte, habe ich negotiirt; denn sie hatte eine Heiserkeit, daß sie gar nicht mehr auftreten wollte, und man

war beim Theater dieses schon angesagten Stücks wegen sehr verlegen. Weil sie aber vielen Beifall gefunden, so dankt sie mir's jetzt selbst, und ist sehr zufrieden.

Lebe tausendmal wohl, liebes Herz. Caroline grüße schön von mir.

S.

Lauchstädt, den 8 Juli 1803.

Dank dir, liebes Kind, für die guten Nachrichten, die du mir gestern von dir und den lieben Kindern gegeben. Ich schreibe dir sogleich mit der Hallischen Post, daß du dich wegen meiner Abwesenheit nicht beunruhigest. Zwölf oder vierzehn Tage hier zu bleiben, war mein längstes Ziel gleich am Anfang, und dabei beharre ich auch. Du kannst mich also ganz gewiß gegen Ausgang der nächsten Woche wieder erwarten. Wenn ich von meinen Lieben getrennt seyn soll, so muß wenigstens ein bedeutender Zweck dabei seyn; aber dieser ist hier nicht, und ich würde auch einen längeren Müßig=

gang nicht ertragen — Bis jetzt reut mich indeß mein Hierseyn gar nicht. Ich habe mehr Vertrauen zu meiner Gesundheit bekommen und mich unter einer Masse fremder, gemischter Gesellschaft leicht und heiter gefühlt. Ueber das Theater selbst habe ich bei den wenigen Vorstellungen etwas gelernt und für die Zukunft gewonnen.

In einer Stunde fahre ich nach Halle, wohin ich einige männliche Gesellschafter mitnehme, um die weiblichen, welche man laut beiliegendem Briefe gewünscht hatte, zu vermeiden. Ich fahre heute Abend wieder zurück, und werde diesen Brief an dich zu Halle auf die Post geben lassen.

Bleibe wohl, liebstes Herz, mit den guten Kindern; Carln danke für seinen Brief recht schön, und Caroline grüße aufs beste. Lebe wohl. Dein

S.

Lauchstädt, 9 Juli 1803.

Deinen Brief und der Kinder ihren erhielt ich vom 11 Juni heute Mittag an der Table d'Hôte und freute mich sehr des unerwarteten Andenkens von meinen Lieben. Gestern Abend um halb eilf kam ich von Halle zurück, wo ich mich außer Niemeyers Pädagogium, welches eine kleine Stadt ist, nicht sehr viel umgesehen, weil ich mich etwas angegriffen fühlte und die Bewegung scheute. Sie haben mich sehr geehrt. Halle gefällt mir nicht, und in der Gesellschaft hörte ich nichts als Anekdoten erzählen.

Hier verfällt man auf allerlei Unterhaltungen. Vor einigen Tagen machten zwei Trupp preußischer und sächsischer Officiere, welche in zahlreicher Menge hier sind, ein Manöuvre gegen einander auf dem Wege nach Merseburg, Alles zu Pferd. Ich ritt auch mit; auch kamen viele Kutschen von Zuschauern; es gab malerische Gruppen und Bewegungen, und weil heftig geschossen und geritten wurde, so hatte es ein ordentlich kriegerisches Ansehen.

Mittags fanden sich die Kämpfer und Zuschauer bei der Tafel zusammen, wo es dann sehr über den Champagner herging, der hier mit sündlicher Verschwendung getrunken wird.

Auf den Montag ist die Jungfrau von Orleans. Schon morgen kommen viele Hallische Besuche, die dann bis Montag bleiben; es wird ziemlich lebhaft werden.

Donnerstag oder Freitag denke ich wegzureisen. Ich befinde mich übrigens wohl und heiter; die guten Nachrichten von euch sind mir sehr erfreulich.

Lebe wohl, liebes Herz, und küsse die lieben Kinder, und grüße Caroline und die Stein herzlich. Hier Einiges für die Kleinen und den Adolph, was der Bote mitnehmen mochte.

Dein S.

Der König von Schweden, dessen Schicksal eine so unglückliche Wendung nahm, kam, auf einer Reise, in dieser Zeit durch Weimar. Die Bekanntschaft mit demselben, wie andre

Zustände des Weimarischen Lebens, schildert folgender Brief Schillers, an meinen Mann nach Petersburg gerichtet.

Weimar den 4 Septbr. 1803.

Mit den guten Nachrichten, die du uns übersendet, hast du uns Alle in große Freude versetzt. Ich überlasse es den Andern, es dir zu beschreiben, und will dich bloß von uns und unsern Zuständen unterhalten.

Indem das neue Schloß in Weimar bezogen worden ist und hier ein neues Leben beginnt, droht die alte Universität in Jena über den Haufen zu fallen. Vielleicht hast du in Zeitungen davon gehört. Ein Lehrer nach dem andern wird uns nach Halle entführt; so ist auch Schütz mit der ganzen Literatur-Zeitung berufen, und hat sich wirklich dort engagirt. Von der andern Seite beruft uns der Kurfürst von Bayern mehrere Professoren nach Würzburg. Unter diesen Umständen hat der Herzog sich aufs Neue für Jena interessirt und will sich's etwas kosten lassen, um wenigstens

die besten, wie den Prof. Paulus und Hufeland, fest zu halten. Auch hat man sich kühnlich entschlossen, die allgemeine Literatur-Zeitung in Jena fortzusetzen, wenn auch gleich eine andere in Halle herauskommt; und da man nicht nur die besten Mitarbeiter von der alten behält, sondern auch neue tüchtige Männer dazu treten, so könnte sehr leicht der Fall eintreten, daß sie in Halle die Rivalität mit uns nicht aushalten. Denn so ein kleines Ländchen wir auch sind, so sind doch in literarischen Unternehmungen diejenigen nicht schwach, die die Geister commandiren können, und wir können es hierin kecklich jeder großen Provinz in Deutschland bieten. Es ist eine Ehre für Jena und Weimar, daß andere Universitäten uns plündern müssen, um etwas zu werden, und daß etwas Gutes bei uns zu holen ist.

„Der Kurfürst von Bayern, hör' ich, soll auch die fränkische Ritterschaft sehr incommodiren, und ihre Besitzungen mit Gewalt seiner Lehensherrlichkeit unterwerfen wollen. Auch

dein Bauerbach wird wohl dabei mit ins Gedränge kommen.

Der König von Schweden ist diese Woche hier durchgereist, ich habe die Ehre gehabt ihn zu sprechen, und er hat mir als ein Zeichen seiner Zufriedenheit wegen meiner Schrift über den dreißigjährigen Krieg, die der schwedischen Nation so rühmlich wäre, einen brillantnen Ring zum Geschenke gemacht. Du kannst dir leicht denken, wie sehr mich dieses überrascht und erfreut hat. Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltner geschieht's, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geschäftsleute habt eine größere Affinität zu diesen Kostbarkeiten; aber unser Reich ist nicht von dieser Welt.

Es hat mich gar sehr erfreut, von dir zu hören, daß die regierende Kaiserin eine Neugierde bezeugt hat, die Braut von Messina zu lesen. Wenn du es für keine Unbescheidenheit hältst, so wollte ich dich bitten, ihr von mei-

netwegen ein Exemplar des Don Carlos nach der neuen schönen Ausgabe zu präsentiren, das ich dem Courier mitgeben werde. Auch einige Exemplare der Braut von Messina werde ich noch beilegen, wenn der Buchbinder damit noch fertig werden kann.

Gegenwärtig arbeite ich an Wilhelm Tell, woraus ich eine große Tragödie zu machen gedenke; sie wird fertig seyn, wenn du zurückkommst, und der Gedanke dient mir zu einem großen Sporn dabei, daß ich sie in Gegenwart der Großfürstin und unsres theuern Prinzen zum erstenmal produciren werde. Sage dem Letztern, wie innig wir von seinem Glücke gerührt sind, und wie herzlich wir uns darauf freuen, ihn bald hier zu besitzen.

Goethe trägt mir auf, dich aufs freundlichste zu grüßen und ihn deinem Andenken zu empfehlen.

Den Herzog Eugen von Würtemberg habe ich noch einige Tage zu Lauchstädt recht genossen; er war charmant und hat Jedermanns

Liebe erworben; auch ist er wirklich ein sehr liebenswürdiger Fürst, und diese wenigen Tage, die ich mit ihm verlebt, werden mir unvergeßlich seyn. Den guten Bruder August habe ich in Lauchstädt auch näher kennen lernen und ihn ordentlich recht aufthauen sehen. Er hat sich deiner sehr oft erinnert, und wenn er sich Champagner einschenkte, meinte er, es wäre doch schade, daß der Bruder Wilhelm nicht auch da wäre.

Und nun, lieber Alter, lebe wohl und glücklich, und bleibe ja recht gesund bei den vielen Sorgen und Anstrengungen, die deiner warten. Was wir über die Frau und Adolph wissen, und wie es mit unsern Kindern steht, wird Lolo dir ausführlicher schreiben. Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, welche vor fünfundzwanzig Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.

Ich drücke dich an mein Herz, und bin mit inniger Liebe dein treuer

S.

Herders Tod riß die erste Lücke in den schönen Kranz der vorzüglichsten Geister, die ein günstiges Geschick in Weimar versammelt hatte. Obgleich er und Schiller sich selten sahen, und ein vertrauter Umgang beider nicht wohl möglich war, so fühlte Schiller dieses doch oft als eine Entbehrung, und mehrere Entwürfe zur Annäherung entstanden, blieben aber unausgeführt. Herder hatte die Eigenheit, sich den Anschein zu geben, als bekümmere er sich um die Producte der neuern Poesie gar nicht. Bei einer offnen Aeußerung des Mißfallens wäre eher eine Annäherung in Discussion möglich gewesen. In diesem feindselig scheinenden Schweigen konnte man sich nicht zusammen finden. Die streitigen Punkte, die die heitere Unterhaltung bedrohten, nahmen zu; und wie wir uns im Lebensgange von einer gewissen

 Lässig-

Lässigkeit leiten lassen, die kleinen Unannehmlichkeiten ausweicht, bis sie uns endlich als hemmende Netze umstricken, so ging es auch hier. Innige Achtung und Zuneigung konnten indeß unter zwei solchen Menschen nicht fehlen, und Schiller fühlte Herders Verlust tief und schmerzlich.

Im Februar des Jahres 1804 ward der Tell zum erstenmal gegeben. Die Anwesenheit der Frau von Stael veranlaßte eine große Bewegung in der Gesellschaft, und das Uebermaß ihrer französischen Lebhaftigkeit war der ruhigen und gemüthvollen Aufnahme des Geistigen auf unsrer deutschen Seite oft drückend. Aber ihr Geist und ihr liebenswürdiges Wesen ließ uns das Fremdartige in ihrer Erscheinung gern ertragen. Das immer rege Bedürfniß, ihre Vorstellungen an unsrer deutschen Ideenwelt zu bereichern und diese in sich aufzunehmen, ihr schöner Verstand machte sie Schillern höchst interessant, und er unterwarf sich den Fesseln einer fremden, ihm nicht geläufigen Sprache,

um sich mit ihr zu unterhalten. „Sie hat einen wahren Ideenhunger" sagte er. Welchen tiefen, wahren Blick sie in den innern Gehalt seines Wesens gethan, zeigt ihr Urtheil über ihn. Die Offenheit, mit der sie uns das französische Bedürfniß einer lebendigern Anerkennung aussprach, nachdem Schiller und eine kleine Gesellschaft bei einer von ihr declamirten Scene der Phädra so kalt geblieben, daß es sie wahrhaft betrübt machte, war höchst komisch. Ihre Liebenswürdigkeit, die aus einem edlen Gemüthe quoll, und ihre Wahrheitsliebe zogen unwiderstehlich an. Schiller fand es besonders anmuthig an ihr, daß sie im Umgange gar nicht an ihre Schriften erinnere. So sehr sie sich in Sinnes= und Empfindungsart unsrer deutschen Natur näherte, so gab es doch in der Theorie genug Stoff zu Discussionen; und auf ihre ewigen Fragen bei jedem Dichtungswerke: quel en est le but? stand selten eine Antwort in unserm Kunstkatechismus. Die herzlichsten Thränen, die sie mit uns um Schillers Ver=

lust vergoß, als sie nach seinem Tode wieder nach Weimar zurückkam, erhielten uns ihr Andenken immer werth.

Benjamin Constant zeigte große Achtung vor Schillers Werken und seiner ganzen Sinnesart; und beide fanden Stoff zu vielen interessanten Gesprächen.

Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er sprach oft darüber, und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen. Die Uebersetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er sich zu eignen Dichtungen nicht heiter genug fühlte. Wie rein er seine Dichtungssphäre von jeder äußern Beziehung erhielt, zeigt folgender kleine Zug. Die Verbindung unsrer fürstlichen Familie mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand unsrer Gespräche. „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit,“ sagte er eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie

viel Schönes zu sagen.“ Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben.“

Auf einer Reise nach Berlin, im Frühling 1804, dem vorletzten Jahre seines Lebens, hatte Schiller den reinsten und höchsten Genuß seines Talents in der begeisterten Anerkennung, die demselben zu Theil ward. Allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die herzliche Theilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Iffland, der seine Reise veranlaßt, empfing ihn mit alter, warmer Freundschaft; er hatte Alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß zum Höchsten zu steigern, und der Darstellung der Schöpfungen seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben. Fleck, dieser, wie alle Einsichtigen sagen, für die Rolle Wallensteins ganz geeignete Schauspieler, der von der Natur zum Mimen bestimmt, den höchsten Gipfel der Kunst in ihr erreichte, war damals schon der Welt entrissen.

Ifflands Spiel im Wallenstein befriedigte

Schillern in mehr als Einer Hinsicht, besonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen. In einer jungen, anstrebenden Militärwelt regte sich eine edle Begeisterung. Das hohe Königspaar zeigte warmen Antheil. Die liebenswürdige Königin, in deren hohem und zartem Herzen alles Schöne und Edle den vollsten Anklang fand, sprach Schillern, und ließ ahnen, daß sie es gern sehen würde, wenn er sich an Berlin fesseln lasse. Sehr merkwürdig war ihm die Bekanntschaft des hochgesinnten, genialen Prinzen Ludwig Ferdinand, der als das erste große Opfer der Befreiung Deutschlands fiel.

Eine große mannichfaltige Weltanschauung drängte sich ihm auf; das Bedeutende aus allen Cirkeln kam ihm mit Antheil und Wohlwollen entgegen. Mit seinem gewohnten stillen Sinne nahm er alles Dieses auf; aber ihm ward dadurch ein lebendiges Gefühl seiner schaffenden Kraft. Daß ihm dieses wurde, so kurz vor dem Scheiden vom Leben, war seinen Freunden

immer tröstend. O, man soll nicht säumen, dem Genius die schnell welkenden Blüthen des Genusses lebendiger Theilnahme darzubringen! Jeder Besonnene weiß, was er ist, aber er fühlt und genießt es nur in Andern; und dieser Genuß ist der schönste Lohn dem Dichter, der, um der Welt Freude zu schaffen, im Stillen gar manches Opfer bringt.

Das Anschauen eines großen Ganzen regte Schillern in Berlin lebhaft an. Die Spuren eines mächtig schaffenden Geistes, den er sich einst als den Gegenstand einer Epopöe gedacht, rührten ihn; und die Bildungsstufe, auf die derselbe sein Volk gehoben, in Kunst, Wissenschaft und politischer Größe, erkannte und betrachtete er als sein schönstes Monument. Der Geist eines großen, hochgestellten Mannes wirkt über alle Erdenschranken hinaus, und in immer neu sprossenden Blüthen zeigt er sich fort und fort lebendig. Ist sein Werk zu einem gewissen Punkte gediehen, dann wirft es alles Kleinliche, Einengende, was die Zeit ansetzt, leicht wieder

ab, und glänzt in heiterm Lichte durch alle umhüllenden Wolken.

Der Geheimerath von Beime, Iffland und alle Wissenschaft und Kunst Liebenden wünschten Schiller für Preußen zu gewinnen; der Staatsrath von Hufeland und Fichte, als nähere Freunde interessirten sich warm dafür; der König selbst zeigte, wie sehr er den Werth des vaterländischen Dichters anerkenne; und so ergingen ehrenvolle Anträge an Schiller. Dieser wußte die Gesinnung zu schätzen, aus der sie hervorgingen, ihren Werth, die Vortheile, die sie verhießen; er war sehr gerührt; aber eine gewisse, mit seiner schwachen Gesundheit verbundene Aengstlichkeit, da auch meiner Schwester Befinden während ihrer Schwangerschaft mit der jüngsten Tocher den Lebensmuth trübte, machten ihm ein Eintreten in neue Verhältnisse bedenklich. Er wollte den Fürsten Primas zuvor sprechen, dessen Gesinnung und treuen Antheil er nicht durch einen solchen Schritt beleidigen mochte. Kaum von Berlin zurückgekehrt, ge-

dachte er nach Aschaffenburg zu reisen; denn das Gefühl, daß er eine sichere Existenz bei vermehrter Familie haben müsse, war mächtig in ihm. Der edle Dalberg, der die Zerstörung deutscher Verhältnisse immer klarer einsah, und der alle großmüthige Unterstützung, die er Schillern seit dem Antritt seiner Regierung angedeihen ließ, nur als eine Gabe des Augenblicks betrachtete, wie seine eigene Existenz ihm sehr precair erschien, äußerte, daß er keinem Freunde rathen könne, sein Glück an sein schwankendes Schiff anzuschließen. Die Reise verschob sich, und unterblieb endlich.

Dem Herzoge von Weimar war Schiller höchst dankbar für viele Beweise des Wohlwollens, die er schon von ihm empfangen. Daß er in Weimar, nach dem Maßstabe der dortigen Verhältnisse, keine höheren Ansprüche machen dürfe, glaubte er bescheiden. Von dem klaren Weltverstande des Herzogs, der die individuelle Nothwendigkeit in jeder Lage ermaß, durfte er voraus setzen, daß er das

Verlassen seines Dienstes unter solchen Umständen nicht übel deuten, und von seiner wohlwollenden Gesinnung konnte er erwarten, daß er ihm eine so wesentliche Verbesserung der Existenz gern gönnen werde. Aber der Herzog ließ sich hier von dem ächten Fürstengefühl leiten, dem edlen Stolze, ein so ausgezeichnetes Talent sich in seiner Nähe zu erhalten. Aus eigener Bewegung that er, was möglich war, um Schillern eine sorgenfreie Zukunft zu versichern. Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältnisse, und seine große Bescheidenheit in allen Ansprüchen an äußeres Glück entschieden ihn zu bleiben.

Die Ahnung eines kurzen Lebens verließ Schillern nie, und leitete ihn auch vielleicht hier; sonst vereinigte die Aussicht in Berlin Alles, was er für sein reiferes Alter wünschen konnte. Ein Platz in der Akademie war ihm zugedacht, wo er seinen frühern Plan, einen deutschen Plutarch zu schreiben, auf das schönste hätte ausführen können. Immer dachte er

sich eine Epoche, wo er aufhören wollte, im Felde der dramatischen Dichtung zu schaffen, die, nach seinem Sinne, nur in der vollen Jugend-Energie des Geistes gelingen könnte.

Die Niederkunft meiner Schwester zog ihn nach Jena, da sie für Starke ein ausschließendes Vertrauen hegte. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal hatte er, für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet, sich erkältet; die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Sein ganzer Zustand nach diesen wirklich unsäglichen Leiden wurde bedenklicher. Ob er gleich nach diesem Anfalle sich erholt zu haben schien und heiter war, so scheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu seyn. Während er in dem obern Zimmer so bitter litt, und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich, und wir konnten ihm die neugeborne Tochter bringen, die er mit der lebhaftesten Freude empfing.

Den alten treuen Jenaischen Freunden hatte sich auch Voß beigesellt, und Graf Gesler. Der Umgang dieser vorzüglichen Menschen und die glücklich überstandene Niederkunft der Gattin machten Schillern wieder sehr heiter, und des überstandenen Uebels ward nicht mehr gedacht.

Kaum nach Weimar zurückgekehrt, machte ihm Goethe den Antrag, ein Gedicht zu fertigen, um damit die junge Erbprinzessin, Großfürstin von Rußland, im Theater zu empfangen. Er lehnte anfangs diesen Antrag ab, da er sich unwohl fühlte, und weil ihm diese Dichtungsart bis jetzt ziemlich fremd geblieben war. Aber Goethe's freundliches Dringen, das liebenswürdige Bild der jungen Fürstin, das er aus den Beschreibungen derer, die ihr nahe standen, aufgefaßt, und das Rührende der ganzen Situation, erzeugten bald eine der schönsten Schöpfungen dieser Art, in der Huldigung der Künste. Der reine, würdige Herzenston, der aus dieser Dichtung spricht, ergriff das jugendliche Gemüth, dem sie geweiht war.

Es ist wohl die schönste Frucht eines Dichterwerkes, wenn der Geist desselben in das Leben übergeht. Dieß erkannte ich, mit Rührung und Freude, in einem Worte, das jene edle Frau, nach Jahren, als regierende Großherzogin, an mich richtete. Da ich mit Wohlgefallen ihrer Zustimmung erwähnte zu Einschränkungen, die der Großherzog nöthig befunden, da sie doch des Großen von Kindheit an gewohnt gewesen sey, sprach sie: sie gedenke oft der Zeilen Schillers (in der ihr gewidmeten Huldigung der Künste):

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Schillers physische Kräfte hatten seit dem Krankheitsanfall in Jena sichtlich abgenommen; seine Gesichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue, so daß sie mich oft erschreckte; aber sein geistiges Leben blieb gleich stark und rege.

Wer mag sich der Ahnung des Schrecklichsten hingeben? Die Hoffnung erhält sich bis zum Aeußersten in irgend einem Winkel unsers Herzens, und pflegt dort ihr zartes Reiß, das bei jedem milden Hauche neue Augen gewinnt. So war es mit uns. Schiller selbst schien auf Alles zu denken, was seinen Zustand erleichtern und das Leben erhalten könnte. Er glaubte, die Bewegung des Reitens dürfte ihm zuträglich seyn. Er hatte ein sicheres Pferd von einem Freund gekauft, und freute sich, es im Frühjahr zu besteigen. Schon früher hatte er auf unser Bitten sich in Jena ein Pferd gehalten, es aber bald wieder verkauft. „Es mache ihm kein Vergnügen", sagte er, „da er allein einen Genuß von dieser Ausgabe habe, und seine Familie ihn nicht theile."

Eine große Sehnsucht nach mannichfacher Weltanschauung auf Reisen wandelte ihn in den letzten Lebensjahren oft an. Wir erfreuten uns an Planen, und suchten den kürzesten Weg zum Meere, was er sehr zu sehen wünschte; aber

es blieb bei diesen, und die Gewohnheit des stillen, ernsten Daseyns, die Freude des Ausarbeitens seiner Dichtungen gewann in den nächsten Tagen wieder die Oberhand. Im letzten Frühling seines Lebens fühlte er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu sehen, und die Heimath Tells mit seiner Schilderung zu vergleichen. Dahin waren nun unsre Plane gerichtet; er hörte sie an; aber mehrmals sagte er: „Alle Projecte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken.“ Ach, hätte er wenigstens dieses gehoffte Ziel erreicht!

Auch Bauerbach wiederzusehn, wo er die ersten Tage der Freiheit verlebt, wünschte er in den letzten Jahren. Das kleine grüne Thal in der Waldumgebung lag ihm freundlich vor der Phantasie. Die Sorge, ihn dort bei einem Krankheitsanfall nicht gehörig verpflegt zu wissen, und andere kleine Aeußerlichkeiten hinderten die Ausführung des Planes. Wie lasten alle kleinen unbefriedigten Wünsche der Hin-

geschiedenen auf dem Herzen der Trauernden! Jede Freude, die sie dem Geliebten nicht zuwenden konnten, schärft den herben Schmerz!

Unser innerliches Leben war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Wesen, und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Ich las damals den Livius, und die römische Geschichte war oft der Gegenstand unsrer Gespräche. So bemerkte er einst: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menschen erblühen könnten, mit der römischen Republik untergegangen sey, habe nothwendig etwas Neues entstehen müssen; das Christenthum habe die Geistigkeit des Daseyns erhöht, und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet."

Ueber Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit waren wir früher oft in Zwiespalt.

Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. „Ich weiß nicht, wie es mir ist,“ sagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, „dieß Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an, und wird mir sehr lieb.“ Noch erinnere ich mich eines Gesprächs über den Tod, welches Schiller mit den schönen Worten schloß: „Der Tod kann kein Uebel seyn, da er etwas Allgemeines ist.“

Den Unterricht der Söhne und ihre Fortschritte beobachtete er genau, und machte nach eines jeden Eigenthümlichkeit Plane für ihre künftige Existenz. Auf meinem letzten Spaziergange mit ihm im Park, sagte er: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich!“

Wenige Wochen vor der letzten Krankheit hörte er die Mlle. Schmalz bei mir singen; ihr seelenvoller Gesang rührte ihn sehr; sie sang

die schöne Arie Zingarelli's aus Romeo und Julie: Ombra adorata aspetta; und Schiller sagte mir: „nie habe ihn ein Gesang auf diese Weise ergriffen." Es schien, als habe die herannahende Auflösung alle Organe seines Geistes und Gefühls geschärft.

Als ich das letztemal mit ihm ins Theater fuhr (es wurde ein Schröderſches Stück gegeben), äußerte er: sein Zustand sey ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr." Man fand bei der Section den linken Lungenflügel total zerstört.

Am ersten Mai kündigte sich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie wir solche bei ihm gewohnt waren. Er selbst schien sich auch nicht bedenklicher krank zu fühlen, als bei ähnlichen Anfällen. Er empfing einige Freunde auf seinem Zimmer, und schien sich gern durch sie unterhalten zu lassen. Herrn v. Cotta's Besuch, der auf der Durchreise nach Leipzig über Weimar kam, erfreute ihn; alle

Geschäfte sollten bei seiner Rückkunst abgemacht werden.

Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten wir ihn ruhig zu halten: auch sah er es am liebsten, wenn meine Schwester und ich allein um ihn waren. Der gute Heinrich Voß erbot sich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit seinem treuen Diener.

Der Demetrius beschäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieser Arbeit beklagte er sehr. Sein Arzt hatte ihn noch in keiner ähnlichen Krankheit behandelt. Starke hatte immer die Cur geleitet, und dieser war mit der Großfürstin in Leipzig. Er suchte unsre Aengstlichkeit deßhalb zu stillen, und sagte uns, daß alle Recepte vollkommen passend seyen, daß er ganz nach Starkens Methode behandelt werde.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei; er selbst schien nicht an nahe Gefahr zu glauben, und äußerte sogar, er habe in diesen Tagen viel über seine Krankheit gedacht, und

glaube nun eine Methode gefunden zu haben, die seinen Zustand verbessern müsse. An Anstalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr wäre, dachte er gar nicht. Mein Mann war mit der Großfürstin in Leipzig; er sehnte sich sehr nach seiner Zurückkunft; vielleicht hegte er den Wunsch, sich gegen diesen über Manches auszusprechen.

Am sechsten Abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des Freimüthigen in sein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus, sagte er, daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.“ Die Contes de Tressan hatte er immer geliebt; doch konnte er ein anhaltendes Vorlesen nicht ertragen.

Als ich am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknü-

pfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menschen erregen müsse. Ich antwortete nicht mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, weil ich ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es, und sagte: „Nun, wenn mich Niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen.“ Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlaf. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?“ rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Er aß etwas Suppe, und als ich Abschied nahm, sagte er zu mir: „Ich denke diese Nacht gut zu schlafen, wenn es Gottes Wille ist.“

Den Morgen des achten hatte er leidlich zugebracht, still und oft schlummernd. Als ich gegen Abend kam, vor sein Bett trat, und fragte, wie es ihm gehe? drückte er mir die Hand, und sagte: „Immer besser, immer heitrer.“ Ich fühlte, daß er dieß ganz in Be=

zug auf seinen innern Zustand sagte. Es waren die letzten an mich gerichteten Worte, die ich von den theuern Lippen vernahm. Er verlangte, man solle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen. Mit heiterm Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Seine Kinder verlangte er selten zu sehen. Die jüngste Tochter, die man ihm noch am achten, Morgens gebracht, hatte er mit Freude und Wohlgefallen betrachtet. Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, sagte, daß er viel gesprochen, meist vom Demetrius, aus dem er Scenen recitirt. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Der Ewige erhörte seine Bitte. Am neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein.

Ein ihm verordnetes Bad schien er ungern zu nehmen; doch war er in Allem, was zu seiner Wartung geschehen mußte, ergeben und

geduldig. Der Arzt hatte nöthig gefunden, daß er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr sinkenden Kräfte zu heben. Es war sein letzter Trunk. Seine Brustbeklemmungen schienen nicht sehr schmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf sein Kissen zurückfiel, sah er sich um, schien uns aber nicht zu kennen.

Das ist wohl der zerreißendste Schmerz für ein Menschenherz, die schöne Harmonie des Geistes zerstört, das zarte Band, das auf Erden an die Geliebten bindet, zerrissen zu sehn, die Augen, aus denen beseelende Liebe leuchtete, mit starrem, irrem Blick auf uns geheftet zu erblicken! Aber es ist ein Schmerz, der den Geist aus den Banden der Erde löst und ihn das Ewige zu umfassen drängt.

Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu stocken. Meine Schwester kniete an seinem Bette, sie sagte: „daß er ihr noch die Hand gedrückt.“ Ich stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers, und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße.

Es fuhr, wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Mein Arzt und Freund, der Doctor Herder, der Schillern innig liebte, sagte mir nach der Section, der er beigewohnt: „daß, wenn er auch von diesem Fieber hätte genesen können, er doch, nach dem Zustande der Lunge, nicht länger als ein halbes Jahr gelebt und schwere Beängstigungen erduldet haben würde.“

Den Monolog der Marfa im Demetrius fand mein Mann auf Schillers Schreibtisch; es waren wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben.

Die Trauer war in Weimar allgemein, und Beweise der herzlichsten Theilnahme strömten uns von allen Seiten zu. Es war ein Theaterabend; kein Schauspieler wollte spielen, und in dem reinsten Gefühl eines solchen Verlustes setzte Mlle. Jagemann es durch, daß das Theater geschlossen blieb.

Das Leichenbegängniß war dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet; aber zwölf junge Männer höheren Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab, und von liebenden Freundesarmen wurde sie zur Ruhestatt getragen. Es war eine schöne Mainacht. Nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört, als in ihr.

Mein Mann war auf die Unglücksnachricht, die ihn in Naumburg traf, herbeigeeilt; er kam noch an, um sich dem Trauerzuge auf dem Kirchhof anzuschließen.

Unzählig waren die Beweise der thätigsten Theilnahme, die aus allen Gegenden Deutschlands meiner Schwester zukamen. Es herrschte ein wahrer Enthusiasmus für die Feier dieses Todten, dessen großer Schatten über dem Vaterlande zu schweben schien. Nun sah man klar, wie sehr er der Liebling der Nation gewesen, für die er gelebt und gedichtet. — Es ist schön und tröstend, wenn dem Vertrauen, das man

in ein Volk setzt, eine so volltönende Antwort wird. Man erkennt darin die Bildungsstufe, auf der es steht.

Im näheren Kreise kam meiner Schwester der wärmste Antheil entgegen, ein lebhaftes Bestreben, ihre Sorge für die vaterlosen Kinder zu beschwichtigen. Die Großfürstin versicherte ihr in den ersten Tagen des Schmerzens, daß sie für die Erziehung der Söhne sorgen werde; und das geschah auf die großmüthigste Weise. Dalberg, als Fürst Primas, zeigte die thätigste Theilnahme in einem reichlichen Jahrgehalte. Von Cotta bewährte sich als der treue Freund Schillers auch in dem Verhältniß zu seiner Familie, durch die großsinnige Art, mit der er diese behandelte und zu behandeln fortfährt, wurde der fromme Wunsch des Vaters, die Seinen in Wohlstand versetzt zu sehen, erfüllt.

Sechster Abschnitt.

Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

In dem Obigen habe ich versucht, Schillers Leben in seinen bedeutendsten Zügen darzustellen. Findet man die Schilderung skizzenartig, so bedenke man, daß ich großentheils meine Erinnerungen gab, die sich nur über einen Theil seines Lebens erstrecken, daß dasselbe der Fall ist bei dem, was ich von Andern benutzte. Das Folgende möge dienen, diese oder jene Lücke in der Biographie auszufüllen, und das Bild von der Persönlichkeit des Freundes lebendiger zu machen.

Der Geist Schillers, das Leben und die Natur desselben stellt sich in seinen Werken dar,

der Charakter in der Behauptung der Wahrheit und der Ehre, das ganze Leben hindurch, in der Stellung zu Welt und Menschen; die eigenthümliche Güte des Herzens durchathmet den stillen Kreis der Freundschaft und der Familie. Dieses Letztere vorzüglich habe ich gesucht aufzufassen. Wie ein Mensch liebt und geliebt wird, gibt uns das Bild seines eigentlichen Wesens.

In welcher Weise der Gehalt seines Daseyns sich in seinen Geisteswerken ausdrückt, und in das innere Gewebe ihrer Gestaltung greift, wird dem klaren und tiefen Blicke, dem etwas von productiver Imagination zu Theil ward, nicht entgehen. Mächtig war seine Wirkung als Dichter. Jedes rein fühlende Herz schlug ihm zu, jeder klare und hohe Geist begegnete dem seinen. Eine große Gesinnung, wie das Bedürfniß eigner Selbstachtung, war unserm Freunde angeboren; von der Wahrheit konnte er nie weichen. Daß er durch diese hohe Sittlichkeit besonders tief und allergreifend

wirkte, ist das reinste Resultat, das sich junge Gemüther, die auf der Bahn der Dichtkunst ihm nachzuwandeln streben, aus der Betrachtung seines Genius ziehen können. Die Form war in Schiller immer nur ein Kleid der Seelenschönheit. In allen Gegenden Deutschlands tönen seine Lieder; allen Herzen ist sein Bild zugleich mit den Ideen und Gefühlen des ewig Guten und Wahren eingeprägt. Alle gebildeten Nationen streben, sich seine Geisteswerke in ihrer Sprache anzueignen. Wie reich wurde das Leben mit ihm! Jeder der seines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte sich vom Zauber seines Gesprächs hingerissen, das, immer schaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd, zu hohen und zarten Lebensansichten führte. Es war, als redete er nur, um zu denken. Es freute ihn, sich verstanden zu fühlen; aber oft lieh er auch den Zuhörenden eine größere Kraft des Verstehens, als sie besaßen. Er schaute den Menschen gern ins Herz, und hatte zarte Empfänglichkeit für

Freude und Schmerz, die es bewegten. Das Kantische Moralgesetz, jeden Menschen als Zweck, nie als Mittel zu betrachten, war der Ausspruch seiner eignen Natur. Mild begegnete er jedem rein menschlichen Gefühle, das in seine Sphäre drang. Jede Existenz, die sich nicht mit falscher Anmaßung kund that, nahm er freundlich auf. Wahre Leiden suchte er hülfreich, wie er's vermochte, zu heben oder zu mildern.

Die Kenntniß der menschlichen Natur, die er sich durch das Studium der Medicin erworben, nutzte er gern im Aussinnen von Hülfsmitteln gegen physischen Schmerz. Er floh den Anblick des Leidens nicht; die Thätigkeit, zu der es ihn aufrief, stumpfte die Dornen des Mitleids in der eignen Brust. Die Kraft eines tröstenden Wortes kannte er, und sie lag immer auf seinen Lippen. Alle Klänge, von menschlichen Herzen ausgehend, tönten von dem so reich und voll besaiteten Wesen wider, und zarte Theilnahme verklärte seine Züge. La=

vater, den man wohl immer als einen Kundigen der menschlichen Natur anerkennen wird, sagte zu Schillers Frau, als er sie in Jena besuchte: „Ich habe mir Ihren Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel seines Gesichts drückt Delicatesse aus.“

Leidenschaftliche Stimmungen anzuschauen, zog ihn an; aber immer waltete der menschliche Antheil vor; er begegnete ihnen schonend, mildernd, in jede Individualität eingehend. Selbst für die kleinen Leiden gedrückter Eitelkeit suchte er eine milde Auslegung. Dabei fühlte er alle Schwächen und Thorheiten schnell. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verrieth, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Sein feiner Tact und sichrer Verstand, der das Können und Vermögen eines Jeden, so wie dessen Stellung zur Gesellschaft leicht abwog, gab ihm ein zartes Gefühl für das Lächerliche. Er überließ sich diesem für den Moment, und scherzte, von ihm angeregt,

im vertrauten Kreise; aber ein Beschäftigen damit war ihm zuwider. Freude an Fehlern Anderer, ein Genuß des eignen sie entdeckenden Scharfsinns, deuteten ihm auf eine niedere Naturanlage. „Freude am Lächerlichen müsse nur wie ein Dithyramb durch die Unterhaltung fliegen,“ sagte er. Die Linie, wo der Spott an Bosheit gränzt, und Neckerei in Schadenfreude übergeht, ließ er nie überschreiten.

Die großartigere Weise, in der ausgezeichnete Geister Alles, was auf Erden geschieht, wie ein Spiel betrachten, wußte er zu würdigen. „Wer über Alles lachen könnte,“ sagte er, „würde die Welt beherrschen.“ Er selbst hatte scharf in den gewöhnlichen Weltlauf geblickt, wo kleinliche Tücke und Gemeinheit oft für den Augenblick über das Große siegt, und an der Wurzel des Edlen nagt. Darüber ereiferte er sich nicht. Aber das Unrecht haßte er, und bekämpfte es, wo er vermochte.

Ein reines Auffassen seines Geistes in seinen Werken war ihm willkommen und wohlthätig;

aber alles affectirte und absichtliche Lob wies er mit sicherm Tacte ab; es ward nie ein Mittel der Annäherung an ihn. Was der Mensch an sich selbst war, galt ihm einzig; und von jedem falschen Streben, was ihn verwirren konnte, suchte er ihn zurück zu führen. Doch drückte er strenge Wahrheit in milder Form aus, zeigte andere Wege, leitete auf Studien und Lebensweisen, die zu glücklicherm Erfolg führen konnten. Wahrem Talent suchte er förderlich zu seyn; es konnte ihn innig und anhaltend beschäftigen, Jedem auf der Bahn, die er zu durchlaufen vermochte, fortzuhelfen. Ein ächtes Talent überwinde alle Schwierigkeiten, war sein Glaube, und man thue ihm selbst wohl, wenn man es Prüfungen unterwerfe. Er ließ es sich recht angelegen seyn, in Allen, die ihm nahe standen, die Aufmerksamkeit auf jedes Bedeutende, das sich darbot, zu schärfen. Beim Durchsehen fremder Arbeiten, wie ich es an meinen eignen kleinen literarischen Producten erfahren und bei bedeutenderen gesehen, setzte

er nie etwas hinzu, aber er strich aus; und das Ganze bekam eine neue Gestalt in Deutlichkeit und Präcision, nach den Regeln des guten Styls. Vor Entzweiung mit seiner äußern Lage warnte er jeden Jüngling. Diener, Handwerksleute, jeder, der mit ihm ein Geschäft hatte, und Worte mit ihm gewechselt, faßte Zuneigung zu ihm. Klarer Verstand und milder Sinn sind eine allgemein verständliche Sprache.

Er pflog gern Umgang mit Menschen aus allen Classen. Ein kaltes Abstoßen, ein Entfernen Anderer aus seiner höhern Bildungssphäre ward nie bei ihm verspürt. Angenommene, conventionelle Würde war ihm ganz fremd. Geist und Wohlwollen, da wo ihm nicht entschiedener böser Wille entgegen trat, erfüllten, wie Licht und Wärme, seinen Kreis. Die Eigenheiten in jeder Menschen-Natur beobachtete er gern; Alles, was Charakter andeutete, zog ihn an, und mit Lust griff er Züge in der Natur auf für seine Dichtungen. Seelenlose

Formen der Geselligkeit, gebundnes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinn waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zogen ihn immer an; sie sind der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen. Unmanier und Rohheit, die sich in den Sälen der sogenannten großen Welt wie auf dem Marktplatze des Volkes finden, waren ihm ganz feindliche Pole; ja er ertrug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Bessern und Streben nach demselben andeuten. Er selbst wollte in seinem Benehmen nie gegen die Formen anstoßen, und dieß gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in

ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob, und sich im Aeußern ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja sie sogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als grazios. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und licht-braun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbraunen warf, nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigne Innere gekehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andre

fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sey von Natur kurz gewesen; aber in der Akademie habe er so lang daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form, und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches.

Die ähnlichsten Bildnisse Schillers sind: Danneckers Marmorbüste, auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar; ein Oelgemälde von Graf, im Besitz des Staatsraths Körner in Berlin, und ein anderes von einer Stutt-

gartischen Künstlerin, Simanowitz, welches die Geheime Kirchenräthin Griesbach in Jena besitzt. Nach beiden letzteren sind gute Kupferstiche erschienen, nach dem ersteren von Müller in Stuttgart, nach dem zweiten im Weimarischen Industrie-Comptoir.

Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war, oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig, und legte auch keinen Werth darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen, und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung seines Gemüths, und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung

war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, und dieß geschah früh, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet seyn. Er liebte sehr Blumen um sich; Lilien hatte er vor Allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter, ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heitern, aber mäßigen Genusse des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er sagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstöre. Beim Schreiben trank er nie Wein; oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines glücklichen, heitern Kindes ergötzt. Trat er, von einer gelungenen Arbeit aufstehend, in den

Kreis der Seinen, dann war er empfänglich für Alles, was ihn umgab.

Der zarten Erscheinung der Freude, die, wie der Bogen der farbigen Iris, schnell und flüchtig das Menschenleben umspannt, begegnete er, bei wem sie sich auch wies, immer mit heiterer Theilnahme; sie zu zerstören, war ihm unmöglich; ja er konnte selbst kindlich lustig seyn. Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Keine sinnvolle Aeußerung, keine graziöse Bewegung entging ihm. Was sich nicht unbequem machte, sollte sich frei und heiter in seiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfsinn, das Kleinliche und Gemeine. Seinem eignen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernst nahe; was sein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefsten ausspricht. Die Flucht des Lebens, nach einem alten Aesthetiker der Grundstoff der Tragödie, schwebte immer vor seiner Seele. Die innere Stimmung beherrschte meist sein Vermögen die

Außenwelt anzuschauen, ja verschloß oft das Gefühl für dieselbe und ihren Genuß. Die schönste Natur konnte von ihm unbeachtet bleiben, wenn die Gestalten in seinem Innern lebendig waren. Es ist eine Frage, ob vielfältige Weltanschauung ihm genützt und den Kreis seiner Productionen erweitert haben würde. Erst im späteren Leben regte sich in ihm ein Verlangen darnach.

Wenn ihm ein Kunstwerk im rechten Moment vor das Auge kam, genoß er es lebhaft. Daß das Anschauen der alten Bildwerke schon in Mannheim und Dresden dunkel auf ihn gewirkt, zeigen seine Dichtungen aus jener Zeit. Als sie ihm durch Goethens und Meyers Umgang, durch die Entwicklung ästhetischer Ideen recht verständlich geworden, sah er sie, wie besonders bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden der Fall war, mit neuem aufgeschlossenem Sinne. Die Musik wirkte nur dunkel auf ihn; er hatte sie nie geübt; aber er sagte, daß sie seine dichterischen Stimmungen angenehm be-

lebe. Die erste Gluck'sche Oper, die er hörte, entzückte ihn. „Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Musik vor," sagte er; „aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen seyn mag, daß ich ungerührt blieb."

Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er seyn können. Er gefiel sich oft in dem Gedanken, im vorgerückten Alter zu einem Staatsamte tüchtig zu seyn, und glaubte, es mit Interesse und Nutzen verwalten zu können. Unterwerfung unter irgend eine nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht war ganz gegen seine Natur. Hätte Schiller dem Welt-Eroberer gegenüber gestanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtseyn der Menschen- und Dichterwürde, von jener hohlen, kolossalen Größe ungeblendet geblieben seyn, die zusammenstürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußern Motivs wegen etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über Alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Uebergewicht des inneren über das äußere Leben ab. Ich hörte ihn sagen, es gehe ihm wie Rousseau, dem die besten Bonmots erst einfielen, wenn das Gespräch geendet war. Seine Phantasie konnte ihm oft die Wirklichkeit anders darstellen, als sie war, wie es wohl allen genialen Naturen zu Zeiten begegnet; Verhältnisse, Lagen, Empfindungsarten, die in der Natur und im Weltlauf sich als unhaltbar zeigen, konnte er als möglich, als dauernd denken; von Freunden konnte er oft zu viel erwarten; aber sein schöner Verstand kehrte immer zur Billigkeit, zum Maß und reiner Ansicht zurück.

Nach dem ersten, oft schmerzlichen Gefühle der Täuschung im Verhältniß zu Andern erkannte er den Grund des Nichtgenügens und Mißverstehens in sich selbst, und Achtung und Freundschaft blieben ungestört. Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältniß der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig. War er von dem Unwerth oder dem bösen Willen eines Bekannten überzeugt, so brach er den Umgang nach offner Erklärung ab. Kein literarisches Verhältniß ging ihm über ein menschliches. Wesenloser Schein, und das Zersplittern der Zeit und des Lebens in Kleinlichkeiten und Eitelkeiten war ihm zuwider. Aber wenn eine solche Existenz ihn auch verletzend berührte, so warf seine gute Natur den Tropfen des Unmuths bald wieder aus. So war es mit literarischen Angriffen. Seinen guten Humor konnten sie nie lange stören. Mit der Feder konnte er schärfer seyn, und sich dem Reize des Witzes mehr überlassen, als er es

Angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Ueberwindung, etwas Bitteres und Hartes zu sagen. Sein Haß gegen Formeln, zumal wenn sie das Gefühl des Heiligen in hohle Worte binden und beschränken wollten, war kalt und streng abschneidend. War er einmal zu einer ungerechten, leidenschaftlichen Aeußerung über seine Freunde hingerissen worden, so kehrte er bald und wärmer zu ihnen zurück. Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfniß seines Herzens. Das Leben schien ihm öde, wenn dieses ungestillt blieb. Mangel an Zartheit und edler Sitte war ihm an Frauen ganz unerträglich. Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das geistig Schöne sprach immer mächtig seinen innern Sinn an, und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf.

Der Weise, dessen Ideen ein Element wurden, in dem sein Geist athmete und lebte. der ihm in den Jahren der Krankheit, wo die

productive Kraft der Dichtung schlummerte, Gesellschafter, Freund und Tröster war, hatte ihm auch Beruhigung für alle Ereignisse im äußern Leben gegeben. Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von allen Sorgen ab, und beschwichtigte oft ein physisches Leiden. Beschränkung der äußern Lage trübte seine Stimmung selten; und immer schaute er auf den Reichthum seines Geistes, als auf einen sichern Schatz. Die Natur habe ihm einen bodenlosen Leichtsinn gegeben, sagte er oft; und wenn er Andere durch kleine Sorgen gequält und ängstlich mit der Zukunft beschäftigt sah, pries er diese Gabe seines freundlichen Genius.

Ob er gleich größtentheils von seinen schriftstellerischen Arbeiten lebte, so hat gewiß Niemand weniger als er um Geld geschrieben. Wenn er eine Arbeit ausführte, so legte er die ganze Kraft seines Geistes hinein. Nie war er ein Diener der Zeit, auch strebte er nicht, ihr Lenker zu seyn. Er stand unter der Herrschaft

seines Geistes, der nur das Gesetz der Wahrheit und Schönheit anerkannte.

Daß Schiller immer auf sich selbst stehen, daß er seine äußere Lage sich selbst bilden mußte, hat vielleicht auch dem Genius in ihm seine Eigenthümlichkeit bewahrt und ihm Selbstständigkeit gegeben. Hätte er, wie andere Dramatiker, in der Atmosphäre und Gunst eines mächtigen Beschützers und Versorgers gelebt: wer kann entscheiden, ob nicht Dankbarkeit und Liebe den freien Schwung seines Geistes gehemmt hätten? — Wie anders würde Calderon gedichtet haben, hätte er nicht am spanischen Hofe gelebt! So stand Schiller allein in der Welt, nur auf den Laut der großen Natur in seinem Innern horchend, den die Stimme der Nation im Widerhall zurück gab. Der Schutz, die Theilnahme, die er von Höhern erfuhr, waren nie hinreichend, seine äußere Existenz zu gründen und zu sichern, und gewannen nie dauernden Einfluß auf ihn. Eigne Einsicht blieb seine Regel, und seine Geistesproducte ge-

gediehen in ungekränkter Natur. Er hatte immer nur die Wirkung auf das große Ganze, auf die Menschheit im Auge.

Das ist wohl ein schönes Leben zu nennen, wenn die Gefühle des Jünglings sich als die Grundsätze des Mannes zeigen und bewähren. Man begeht eine Ungerechtigkeit an genialen Naturen, wenn man die sichre Folge und Haltung im Handeln, Fühlen und Meinen von ihnen begehrt, welche nur Verstandesmenschen eigen seyn kann, die immer bereit sind, ihre Individualität in bestimmten Zahlen mit der umgebenden Welt in Rechnung zu stellen. Jene umgibt eine eigne Atmosphäre. Das Vorhandene ist für sie nur da, insofern sich sein Bild in ihrem Dunstkreise spiegelt, und, von ihrem eignen, innern Lichte berührt, neue Lichter und Zauberfarben erzeugt. So ist's in der Liebe, so in der productiven Imagination.

Mißverhältnisse mit der Außenwelt können sich erzeugen, die oft in entscheidenden Augen-

blicken die Lebensbahn verirren und in Abgründe stürzen. Glücklich der, der, wie Schiller, fest in der Idee der Wahrheit und Schönheit ruht, und sich mit seinem Innern immer wieder aus dem reißenden Strome zu retten vermag, um an dem grünen, blumenreichen Ufer reiner Menschlichkeit zu landen! Im großen Gewebe des Menschengeschicks, in welchem Vernunft und Gefühl in ihren reinsten und höchsten Momenten die Hand der allwaltenden Güte erblicken, stehen diese höher begabten Naturen als tröstende, leitende Gestirne über der Nacht der Zeiten, und Jahrhunderte hindurch strahlen und erwärmen ihre segenvollen Kräfte. Schiller sagte einst in einer schwermüthigen Stimmung: „Wenn man auch nur gelebt hätte, um den dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich nicht über sein Daseyn beschweren.“ Vielleicht sagt ein Dichter dasselbe nach Jahrhunderten von einem seiner Werke.

Wenn man das kurze Leben von sechsund-

vierzig Jahren betrachtet, dessen Hauptmomente von mir dargestellt sind, insofern sich Documente und glaubwürdige Zeugnisse der Erinnerung dazu fanden, so wird man über den Reichthum productiver Kraft, den es enthält, staunen, und ihm schwerlich ein anderes vergleichbar finden. Zudem waren noch die letzten vierzehn Jahre durch Krankheitsanfälle getrübt, die das Leben bedroheten und die heitre Kraft des Geistes hemmten.

Schillers Leben fiel in die Umgestaltung Europa's, in eine schwere, für unser Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einsah und fühlte, zeigt manche Stelle in seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, die unsre bis dahin ruhige Heimath in die äußerste Bedrängniß brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres dreizehn erlebt, wie würde ihn der Geist und der Muth, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben!

Da das geistige Leben eines Volkes in seiner Sprache liegt, in der Masse von Begriffen und Gefühlen, in den Ideen, die sie auszudrücken vermag, so kann man sagen, daß Schillers Geist mächtig auf die Erhaltung und Regeneration des deutschen Sinnes gewirkt hat.

Das Leben der Dichter, sagte er selbst, kann kein bedeutendes Interesse haben, da es nur ein innerliches ist. Das seinige war vielleicht innerlicher als das der meisten anderen; aber eben in dieser stillen, innerlichen Tiefe, an der die Gegenwart machtlos vorüberzog, hat es eine rührende Einfalt und Größe. Das Höchste aller Zeiten stand immer vor seinem Geiste, und zu dem Höchsten und Besten wollte er auch die Gemüther der Menschen erheben.

Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur erfüllten ihn mit Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer inniger und tiefer wurde. Wahr=

heit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugniß, das eigentliche Leben seines Geistes; der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemüthern die Ueberzeugung zurückließ, Wenige seyen edler gewesen, Wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt, wie er.

So steht das geistige Bild meines Freundes vor meiner Seele, und viele befreundete Herzen werden es, hoffe ich, in meiner Schilderung, wenn auch nicht erreicht, doch nicht verfehlt finden.

Den vielfältigen, meist aus gutmüthigem Eifer verbreiteten Gerüchten über die Aufbewahrung der irdischen Ueberreste unsers Freundes bin ich folgende Aufklärung schuldig.

Der Sarg mit Schillers Namen bezeichnet, ward in einem Gewölbe aufbewahrt. Auf ver-

schiedene Anträge zu einer andern Bestattung ging meine Schwester nicht ein, weil ihr die Idee des wackern Becker und des Grafen Benzel-Sternau, ein Gut für Schillers Hinterlassene, das Schillershain heißen sollte, zu erkaufen, wo seine Ueberreste auf Grund und Boden der Familie ruhen sollten, zu sehr am Herzen lag. Die unglücklichen Kriegsstürme, die über das Vaterland einbrachen, störten die Ausführung dieses schönen Plans.

Als ein neuer Kirchhof in Weimar angelegt wurde, wollte meine Schwester einen Platz kaufen für Schillers Sarg, neben dem sie selbst einst zu ruhen wünschte. Der brave Bürgermeister Schwabe, der als Jüngling Schillern zu Grabe getragen, erbot sich im Namen der Stadt zu freiwilliger Einräumung eines Platzes; ein kleiner Hain sollte an einem Hügel angelegt werden, und ein schöner würdiger Ruheplatz wurde ausgedacht.

Beim Oeffnen des Sarges fand sich, da das Gewölbe sehr feucht war, eine große Zer-

störung. Aber geschickte Anatomen und Aerzte fanden die Ueberreste zusammen.

Der Idee des Großherzogs, den Schädel, die Form, unter der ein so hohes, geistiges Leben gewaltet, auf der fürstlichen Bibliothek zu verwahren, war die Familie nicht entgegen. Er wurde aufbewahrt mit den andern Gebeinen. Der König von Bayern vermochte den Großherzog, diese Idee, die seinem Gefühle widerstritt, aufzugeben. Man machte einen Abguß, und die ungetrennten Ueberreste Schillers wurden auf würdige Weise verwahrt; sie ruhen nun in dem fürstlichen Grabgebäude.

Meine geliebte Schwester — denn auch über die, die Schiller die Seinen nannte, wird man gern ein Wort hören — wurde den Ihrigen im Jahre 1826 entrissen. Sie lebte nur für ihre Kinder und hatte, da sie scheiden mußte, den Trost, diese auf einer glücklichen Lebensbahn zu sehen. Sie ruhet in Bonn am Ufer des Rheines.

Der verklärte Geist des Vaters wird auch mit der Existenz der Seinen auf Erden zufrieden seyn. Der älteste Sohn hatte im Jahre 1813 den Befreiungskrieg in einem sächsischen Uhlanenregimente mitgemacht, im Armeecorps des Herzogs von Weimar. Er blieb bei der Theilung der Truppen in einem preußischen Regimente gleicher Waffenart, und erfreute sich der Gunst seiner Chefs. Besonders erwies ihm der würdige General Kleist von Nollendorf viel Wohlwollen. Die Vorliebe für sein früheres Studium, das der Forstwissenschaft, bewog ihn, als Forstmann in würtembergische Dienste zu treten. Der König zeigte, wie sehr er Schillers Verdienst anerkannte, indem er einen seiner Nachkommen dem Vaterlande wiedergab; und die Königin Katharine, geborne Großfürstin von Rußland, an Geist und Herz eine der vorzüglichsten Frauen unsrer und aller Zeiten, die Schillers Schriften besonders liebte, bezeigte eine Freude und Antheil an diesem Ereigniß, die uns innig rührten. Carl von

Schiller

Schiller hat einen Sohn, der bis jetzt der einzige Erbe des Schillerschen Namens ist.

Der zweite Sohn genießt das Glück, das dem Vater zu Theil werden sollte, dem preußischen Staate anzugehören, und erfreut sich durch Diensteifer und Talent der Gnade seines Königs und der Zufriedenheit seiner Chefs, als Landes-Gerichtsrath in Trier.

Die älteste Tochter hatte von Jugend an eine Neigung, sich der Bildung der Jugend zu widmen; sie erwirbt sich als Erzieherin der Tochter des Herzogs Eugen von Würtemberg durch treue Erfüllung ihres Berufs die Zufriedenheit der fürstlichen Eltern.

Die jüngste Tochter ist die glückliche Gattin des ältesten Sohnes unsers theuern Jugendfreundes, des Freiherrn von Gleichen, mit dem sie auf dem Gute Bonnland in Bayern lebt.

Dankbar erfreuen sich Schillers Angehörige des Andenkens des theuern Todten, das sich an so vielen Orten Deutschlands in Stiftungen

kund gibt, die seinem Geiste fort und fort huldigen. Besonders rührend ist ihnen die in seinem Vaterlande, in Stuttgart, von dem edlen Freunde- und Dichterkreise veranstaltete Feier in der ihnen der Geist der Schillerschen Dichtung am lebendigsten und kräftigsten fortzuwirken scheint.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolzogen, Karoline <<von>>,

Schillers Leben verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner

Bd.: 2

Stuttgart [u.a.] (1830)

Biogr. 2961-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068678-9